o. germ.
1925 ½
Anneke

Bedingungen.

Das Abonnement auf deutsche Bücher für ein ganzes Jahr wird vorausbezahlt mit 6 fl. — kr.
Für ein halbes Jahr mit . . 3 fl. — kr.
Für einen Monat mit . . . — fl. 45 kr.
Außer Abonnement beträgt das Lesegeld für jeden Band täglich . . — fl. 2 kr.

Um vielfachen Mißverständnissen vorzubeugen, erlauben wir uns, darauf aufmerksam zu machen, daß für französische und englische Bücher ein besonderes Abonnement besteht und zwar unter folgenden Bedingungen:

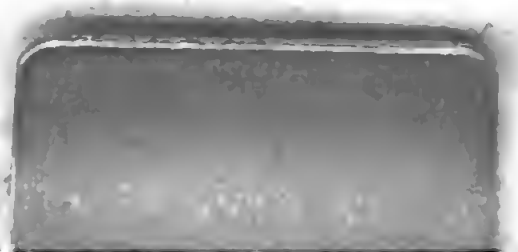
Für ein ganzes Jahr werden vorausbezahlt 9 fl. — kr.
Für ein halbes Jahr . . . 5 fl — kr.
Für einen Monat. . . . . 1 fl. — kr.
Für 1 Band per Tag . . . — fl. 3 kr.

Fremde und uns unbekannte Leser belieben einen entsprechenden Betrag gegen Quittung zu hinterlegen.

Wer ein Buch verliert oder es beschädigt zurückbringt, ist zum vollständigen Ersatz desselben verpflichtet.

Die Bibliothek ist an Wochentagen Morgens von 8 bis 12 und Nachmittags von 2 bis 6 Uhr offen.

J. Lindauer'sche Leihbibliothek,
Fürstenfeldergasse Nr. 8 in München.



Digitized by Google

25504

<36628360330015

<36628360330015

Bayer. Staatsbibliothek

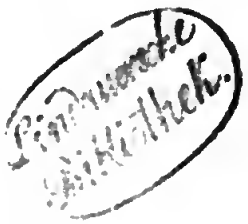
Das Geisterhaus in New-York.

Das Geisterhaus in New-York.

Ein Roman

von

Mathilde Franziska Anneke.



Jena und Leipzig,
Hermann Costenoble.
1864.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Digitized by Google

Inhalts-Verzeichniss.

Seite

Erstes Kapitel.

Die Sterbende 7

Zweites Kapitel.

Die Verlobten 20

Drittes Kapitel.

Franziska Spezzia 33

Viertes Kapitel.

Die Oper 53

Fünftes Kapitel.

Eliot Granger's Wohnung 68

Sechstes Kapitel.

In dem Geisterhause 79

Siebentes Kapitel.

Der Spazierritt 97

Achtes Kapitel.

Mr. Harrison Hammer erzählt eine Geschichte . . . 107

Neuntes Kapitel.

Der Ball 129

Zehntes Kapitel.

Die Falschmünzer 141

Elftes Kapitel.
Mr. Hammer verläßt New-York 161

Zwölftes Kapitel.
Mr. Harrison Hammer in New-Orleans 166

Dreizehntes Kapitel.
Vater Joseph de Fontinac 178

Vierzehntes Kapitel.
Der Sänger 200

Fünfzehntes Kapitel.
In der New-Yorker Gesellschaft 210

Sechzehntes Kapitel.
Unter und über der Erde 226

Siebenzehntes Kapitel.
Sängerliebe 244

Achtzehntes Kapitel.
Enthüllungen 260

Neunzehntes Kapitel.
Der zehnte September 291

Schluß 303

Bayerische Staatsbibliothek München

1.

Die Sterbende.

„Horch! hören Sie nichts?“

„Nichts, gar nichts! nur der Wind heult um die Dächer und der Regen schlägt gegen die Fensterflügel.“

„O, gewiß, ich höre fremde Klänge; — das Echo von einem unterirdischen Getöse umgiebt mich fortwährend, und — sehen Sie da, welch' ein furchtbares Gespenst schwebt durch die dichte Nebelluft?“

„Ihr Kopf ist erhitzt und Ihre Phantasie schafft Gebilde, die in Wirklichkeit nicht existiren. Beruhigen Sie sich, oder ich kann für die Folgen nicht verantwortlich sein.“

„Jetzt verschwindet es; langsam und ohne Geräusch stiehlt es sich hinweg. Wie todtenbleich

das Antlitz ist; — die in Balsam getünchten Grabgewänder umwallen die Glieder.“

Die also sprach, und in der bezeichneten Weise diese nächtlichen Schatten umklammerte, war eine Dame von vielleicht fünfundvierzig Jahren. Ihre Gesichtszüge, obgleich abgehärmt und abgezehrt durch lange Krankheit, trugen immer noch Spuren von außerordentlicher Schönheit, und ihre zarte, weiße Hand, wie sie so hingegossen auf der schneeigen Bettdecke lag, gab vollständige Auskunft von ihrer ehemals bevorzugten Stellung im Leben.

Nahe dem Bette, auf welchem die Dame ruhte, saß ein Mann von gesetztem Wesen, ungefähr im gleichen Alter mit ihr. Sein Gesichtsausdruck würde vielleicht den scharfsinnigsten Physiognomiker eine ganze Weile in Verlegenheit gesetzt haben. Seine Augen waren klein und mit verschlagenen Blicken, die jedoch in dem ganzen Ausdruck, wie er die Dame aufzuheitern suchte, jene unangenehme Einwirkung verloren, die das stechende Grau sonst verursachte. Er saß an einem Tische, auf welchem Documente ausgebreitet lagen, von denen einige in einer schwankenden, fast unleserlichen Hand geschrieben waren.

Das Gemach, worin die beiden Personen sich befanden, war ein sehr alterthümliches; das Ge-

täfel, eben kein kunſtreich gearbeitetes, war ſchwarzbraun vor Alter. Die Wände waren mit reichem Schnitzwerk von Eichenholz ausgelegt. Den Fußboden bedeckte ein altmodiger gewirkter Teppich, und der ganze Möbelvorrath beſtand größtentheils aus maſſenhaft ſchwerfälligen Schränken und Büchergeſtellen; hier und da erblickte man einen furchtbar koloſſalen Armſtuhl, eben nicht ſehr freundlich einladend, oder ein Sofa mit einer gewaltigen Rücklehne.

Die Vorhänge vor den kleinen, ſchmutzigen Fenſtern waren verwittert, ſo wie theilweiſe von den Motten zerfreſſen, und die große Meſſinguhr dort über dem Kamingeſimſe machte durch ihre niederfahrenden, ſchweren Gewichtſteine nach jeder abgelaufenen Stunde das alte Haus ſogar erzittern.

Das Aeußere des Gebäudes, welches dieſes Gemach enthielt, dürfte ſchwerlich mehr Anziehendes als ſein Inneres haben. Es war in einem gewöhnlichen, aber ziemlich regelmäßigen Bauſtyl, theilweiſe aus rohen Steinen und ſchwerem Holz aufgeführt. Die Fenſter gingen tief in die Wände hinein und waren beinahe gänzlich verſteckt von dem glänzenden Laubwerk der blätterreichen, giftaushauchenden Schlingpflanzen. Das ausbröckelnde Gemäuer war hin und wieder bedeckt mit

Schimmel und Mooſen. Nicht nur in jener Zeit, von welcher ich erzähle, erſchien das Gebäude in dieſem eigenthümlichen Zuſtande, noch heute erblickt man es ſo inmitten der großen Weltſtadt New-York. Von allen Seiten iſt es mit grünen Raſenplätzen und einigen großen alten Ulmen umgeben. Jetzt ſteht es unbewohnt da, denn Niemand will ſich finden, der unerſchrocken genug iſt, um darin zu leben, da ſo ſchaurig und wild die düſtern Sagen und Erzählungen klingen, die manche Leute davon berichten. Man ſpricht von entſetzlichen Lauten, die in der Abenddämmerung aus dieſem Hauſe ertönen, und von Lichtern, die wie Irrwiſche kreuz und quer aus den matterleuchteten Fenſtern ſchießen.

Ich bin eine von jenen ſkeptiſchen Seelen, die die Geiſter ewig fliehen, und werde niemals Gelegenheit haben, jene Thatſachen verbürgen zu können. So viel iſt aber ſicher — und es mag zur Einleitung meiner Erzählung genug ſein — daß das Gebäude in dem weſtlichen Theile der Stadt New-York liegt und, unbekannt dort, man nur nach ihm zu fragen braucht, um die Antwort zu bekommen: „Hu, hu, das Geiſterhaus!“ —

Gehen wir zurück in das Gemach deſſelben, in welchem meine Erzählung begann.

„Ich wünſchte nun noch einige Zeugen für dieſen meinen letzten Willen im Teſtamente," ſagte die Kranke. „Kann ich ſie haben?"

„Allerdings, Mrs. Granger," antwortete der Advokat. „Wen ſoll ich darum erſuchen?"

„Einen oder Andern," ſprach ſie, „gleichviel, nur ſterbliche Zeugen müſſen es ſein; ſolche, die dem Geiſterreiche angehören, können wir nicht gebrauchen. Von ihnen iſt ohnehin dieſer Raum angefüllt."

„Das möchte wahr ſein," erwiderte der Advocat. „Aber die dürften einige Schwierigkeiten in der Handhabung der Feder finden, glauben Sie nicht?"

So redend, durchkreuzte er das Zimmer und ging hinaus in die Vorhalle, kehrte dann nach einigen Minuten zurück, gefolgt von zwei Dienerinnen, deren düſteres Ausſehen mit Allem übereinſtimmte, was ſie rund umgab.

Anfangs ſchien es nicht ſo leicht zu ſein, ihnen begreiflich zu machen, zu welchem Zweck ihr Erſcheinen nöthig ſei. Aber nicht lange, ſo ſetzten ſie ihre Namen unter die fraglichen Documente und verſchwanden dann wieder eben ſo geſchwinde und mürriſch, wie ſie gekommen waren.

„Das wäre gethan, Mr. Headly," nahm die

Dame wiederum das Wort, „nun kann ich hingehen und meinen Platz unter den Geistern nehmen in Frieden. Mein lieber Neffe Eliot ist mit Ueberfluß versorgt, — ich habe jetzt nichts mehr zu thun.“

„Doch noch Eins,“ murmelte Mr. Headley, während er unter den Actenstücken suchte, um dasjenige, was zur vollständigen Beendigung des Geschäfts noch nothwendig war, herauszufinden. „Sie müssen mit Ihrer eigenen Hand das Paquet versiegeln.“

„Ja, ja, das hätte ich beinahe vergessen, aber ich wollte es in Gegenwart meines Pflegesohnes thun,“ wandte Mrs. Granger zögernd ein.

„Er wird augenblicklich hier sein; er ging fort, um einen Arzt zu holen.“

„Habe ich doch immer und immer wieder gesagt, daß ich keinen Arzt will! Ich werde schon früh genug ohne ihn von hinnen gehen.“

Kaum hatte die Dame diese Worte in einem etwas erzürnten Tone gesprochen, als ihr Neffe, gefolgt von dem Arzt, in das Zimmer eintrat.

Der Sterbeblick in den Augen der Frau ruhte auf dem jungen Mann, und obgleich sie ihm ihre Hand mit einer gewissen Zuneigung reichte, wei-

gerte ſie ſich doch entſchieden, dem Arzt zu erlauben, ihren Puls zu fühlen.

„Nein, nein, nein!“ wiederholte ſie als Entgegnung den eindringlichen Bitten des Neffen. „Wenn meine Zeit gekommen iſt zu ſterben, kann keine Macht der Erde mich davor ſchützen. Laß dieſe Thorheit. Die kurze Spanne, die ich noch zu leben habe, werde ich anderen Dingen widmen.“

Eliot Granger hielt inne und winkte dem Arzt auf die Seite zu treten, da die Kranke ihn nicht ſehen wollte, inzwiſchen blieb er ihr nahe und lauſchte ihren Wünſchen.

Man mußte geſtehen, die Erſcheinung des Neffen war eine ſtattliche und von außerordentlich nobelm Aeußern. Er konnte eben ſein ſiebenundzwanzigſtes Jahr erreicht haben. Von ſeiner ſchönen hohen Stirn fiel das Haar, nicht ſchwarz aber doch dunkel in weichen glänzenden Locken, und in den braunen Augen ruhte ein tief melancholiſcher Ernſt, aber um ſeinen Mund, obgleich klein und reizend geformt, lauerte ein unheilverkündender ſchlimmer Zug, beſonders wenn ein kaltes, ironiſches Lächeln um ſeine Lippen ſpielte und die Reihe von weißen Zähnen blicken ließ, ſo daß man unwillkürlich ſchauderte und eine unerklärliche Angſt Einen beſchlich bei ſeinem Anblick.

Wie eine Schlange einen Vogel im Zauberbann halten kann, ſo vermochte Eliot Granger durch ſeine magnetiſche Willenskraft Alles zu feſſeln, was er feſſeln wollte. Mochte das ſeiner Macht einmal verfallene Herz ſich auch eine Weile ſträuben, endlich ſah es ſich doch gezwungen, ihm zu folgen, und zwar mit bangem, zitterndem Intereſſe.

In dieſem Augenblick erſchien unſer junger Held in ſeiner gewöhnlichen Eleganz, fein und koſtbar gekleidet. Er warf ſeine zierlichen Glacéhandſchuhe mit einer leichten Nonchalance von ſich, als ob er von ungefähr zurückkehrte, unaufgefordert von einer innern Stimme, die letzten Momente noch bei der Einzigen zu verweilen, die er auf dieſer Erde kannte und die ſeit ſeiner Kindheit ſo nachſichtig war bei all' ſeinen kleinen Unarten und ſo wohlwollend und gütig bei all' ſeinen Wünſchen.

„Wollen Sie denn nicht den Beiſtand des Doctors, liebe Tante?“ fragte der Neffe, den Gegenſtand der dringenden Unterhaltung wieder aufnehmend. „Gewiß, es iſt unrecht —“

„Sehr wohl,“ fiel ſie etwas pikirt ein, „ich will meiner Natur nicht vorgreifen; ich hatte mein ganzes Leben hindurch unrecht und werde mir

jetzt zu Ende keine Mühe mehr geben, das Uebel wieder gut zu machen. Aber genug von alledem; ich muß noch von anderen Dingen spreche..."

„Ich höre aufmerksam, liebe Tante!"

„Du weißt, Eliot, daß alle meine Güter Dir anheimfallen; ich wünsche nur, daß Du sie mit Freuden genießen möchtest Dein Lebenlang. Allein eine Bedingung ——" hier hielt die Kranke inne und haschte nach Athem; dann fiel sie ohnmächtig in die Kissen zurück, welche sie bis dahin unterstützt hatten.

„Bedingungen — immer Bedingungen —" murmelte Eliot für sich. Aber er hatte liebende Sorgfalt genug, zu schweigen und hurtig nach solchen Mitteln zu greifen, die gerade zur Hand und wohl geeignet waren, die Ohnmächtige sogleich zum Leben zurück zu rufen.

„Was ist denn diese Bedingung, liebe Tante?" fragte der junge Mann, als sie wieder zum vollständigen Bewußtsein gekommen war.

„Heute ist der zehnte September," begann sie in fragendem Tone, „ist es nicht so?"

„Es ist so!"

„Und Dein Geburtstag!"

„Mein Geburtstag!"

„Er wird also mein Todestag sein!"

„Nicht doch, liebe Tante, Sie verlieren zu ſchnell den Muth.“

„Das weißt Du beſſer, Eliot. Ich behaupte niemals Etwas, wenn ich von der Wahrheit deſſen, was ich behaupte, nicht überzeugt bin.“

Bei dieſen Worten glitt eine leichte Röthe über ihre blendende Stirn, die ihn nur zu ſchnell von der Wahrheit überzeugte.

„Wenn dieſer Tag noch dreimal wiederkehren wird, dann, Eliot, trittſt Du in Dein dreißigſtes Jahr. Du wirſt,“ fuhr Mrs. Granger fort, „dann genugſam erkannt haben, wie die Welt beſchaffen iſt. Wenn dieſe Zeit gekommen — — aber ſind wir allein?“

„Nur Mr. Headley, ſonſt iſt Niemand hier,“ antwortete Eliot, während er dem immer noch im Zimmer weilenden Arzt winkte, daſſelbe zu verlaſſen. Er that es, ohne von der Dame bemerkt zu werden, und ſie begann wiederum zu reden. Aber ihre Stimme wurde nach und nach ſchwächer und mit jedem Worte unverſtändlicher.

„Am 10. September, drei Jahre nach heute, komm allein in dieſes Haus und in dieſes Gemach. Mit dieſem Schlüſſel“ — und mit den Worten legte ſie denſelben in ſeine Hand — „wirſt Du die eiſerne Thür öffnen, die jenen

Wandschrank verschließt. Nimm dann dieses Paquet heraus, welches ich eben versiegeln und hineinlegen will. Du wirst es öffnen und darin eine wundersame, bedeutungsvolle Geschichte lesen. Du findest ein Geheimniß enthüllt und wirst daraus im Stande sein zu lernen."

Sie stockte; dann fuhr sie fort: „Eines bestimmten Einkommens wirst Du Dich jährlich von all' meinen Besitzungen zu erfreuen haben, aber es ist daran die heilige Verpflichtung geknüpft, daß Du den gerechten Ansprüchen Mr. Headley's, der mir stets ein treuer Freund und zuverlässiger Rechtsbeistand war, nachkommen wirst. Willst Du schwören, diese meine Wünsche zu erfüllen?"

Einigermaßen überrascht von diesen seltsamen Forderungen, kniete der junge Mann zur Seite der Tante und leistete das verlangte Gelöbniß. Dann versiegelte sie das Paquet mit unstäten Bewegungen und überreichte es mit zitternder Hand dem Herrn Headley, den Platz mit ihren Augen wahrend, den es in dem Schrank einnehmen sollte. Als die eiserne Thür in dem Mauerwerk sich wieder schloß, fiel ein Getäfel darüber, welches vermittelst einer Feder die Sicherheit vollständig verhieß. Nachdem so Alles an

ſeinen alten Platz zurückgekehrt ſchien, ſank die Sterbende ermattet in ihre Kiſſen.

Als ſie ſich nach einer Weile ein wenig wieder erholt hatte, fuhr ſie fort: „Sobald Du meinen letzten Willen geleſen haſt, wirſt Du finden, daß, wenn das Gelübde gebrochen iſt, alle meine unermeßlichen Reichthümer auf einen Andern übergehen. Erinnere Dich daher des zehnten Septembers; weder früher noch ſpäter darf das Geheimniß Dir bekannt werden."

„Wie Du willſt, ſoll es geſchehen."

„So iſt es gut; ich werde an Deiner Seite ſein, wenn Du mein Vermächtniß öffnen wirſt. Du wirſt mich nicht ſehen, mich nicht hören, aber Du wirſt meine Gegenwart empfinden;" flüſterte das ſterbende Weib. „Lebe wohl, — lebe ewig wohl! — Und nun kommt, ihr kalten Schatten einer unbekannten Welt, kommt aus Euren verborgenen Räumen und winkt mir hinweg. Ich gehe, ich gehe; — noch ehe Mitternacht iſt, wird meine irdiſche Hülle zu Staub ſinken; aber mein Geiſt wird zu Euch hinfliegen, Ihr Geiſter! bei Euch weilen in der alten ewigen Heimath." —

Dies waren die letzten Worte, welche ſie ſprach. Dann fiel ſie in plötzliche Erſtarrung, gegen welche alle ärztlichen Verſuche — zu welchem Zweck

der Arzt noch ſchleunigſt wieder hereingerufen wurde — vergebens waren.

Nichts belebte ſie wieder, nach einer kurzen Weile nur ſchluchzte ſie noch einmal. Sie hatte ihren Geiſt ausgehaucht.

Fortan hatte das Geiſterhaus einen andern Beſitzer.

2.

Die Verlobten.

Es war ein klarer, ſonniger Tag, Anfangs April des Jahres 184*. Die Winde des März verzögerten noch ihre Abreiſe und trieben den Staub wirbelnd durch die Straßen. Die Schilder über den Thüren der Kaufläden keuchten und krachten, und die Fahnen und Wimpel flatterten, während die ſchöne Welt, beſonders die der Damen, Mühe hatte, die gerade Richtung hres Weges im Winde zu halten. Manche begaben ſich der verzweifelten Anſtrengungen, und die wenigen, die tapfer genug mit dem Element den Wettkampf wagten, ſchwankten umher wie die Barke im Sturme.

Es war gegen Abend, ſchon nahte die Däm-

merung, als eine junge Dame, dem Anſcheine nach von nicht mehr denn achtzehn oder neunzehn Jahren, ihren Weg über den Broadway nahm. Sie war in ſchwarze Seide gekleidet und trug einen Hut von braunem Sammet. Um ihre Schultern hing ein koſtbarer, für die Saiſon paſſender Pelz. Dann und wann hob der Wind ihren feinen Schleier ſeitwärts und ließ ein Geſichtchen von außerordentlicher Schönheit und Lieblichkeit ſehen. Ihr wundervolles, kaſtanienbraunes Haar fiel in glänzenden Ringellocken und bildete einen ſchönen Contraſt zu ihrer blendend weißen Geſichtsfarbe. Der Wind und ihre Anſtrengungen gegen denſelben, vereinigten ſich, das zarteſte Roſenroth ihren Wangen anzuhauchen. Ihre braunen Augen wurden von langen ſeidenen Wimpern überſchattet, und ihre ſanft gerötheten Lippen öffneten ſich bei einem leichten Lächeln und ließen eine reine Perlenſchnur von Zähnen erblicken.

Sie hatte ihre Schritte beflügelt, um ſo hurtig wie möglich ihre Wohnung zu erreichen. Die Straßenlampen waren bereits angezündet, als ſie eben dem New-Yorker Hôtel vorbeiging und dicht neben ſich her die raſchen Schritte eines Begleiters gewahrte. Mit verſchämtem Liebreiz ſchlug

das Mädchen die Augen nieder, und etwas verlegen ſtammelnd, wendete ſie ſich zu ihm mit der gewöhnlichen Begrüßung.

Der junge Mann, welcher ſich ſo ohne Weiteres der Dame zugeſellte, mochte etwa zehn Jahre älter als ſie ſelbſt ſein. Von einem ſtattlichen Aeußern, erſchien derſelbe mit Sorgfalt und Eleganz gekleidet. Sein Haar war ſchwarz und ſeine Augen hatten dieſelbe Farbe. Seine Geſichtszüge, wenn auch gerade nicht regelmäßig ſchön und charaktervoll, waren doch ziemlich angenehm und liebenswürdig, ſo daß Jedermann, wie es ſchien, ſich zu ihm hingezogen fühlte.

„Warum gehen Sie zu dieſer Stunde noch allein aus?“ fragte er die Dame.

„Ich bin ja nicht allein,“ wandte ſie lächelnd ein.

„Freilich jetzt nicht, aber Sie waren es noch eine Minute vorher.“ Ihre Antwort wurde von einem neidiſchen Windzuge hinweggetragen, der auch ſie ſelbſt beinahe von dem Trottoir etwas unſanft entführt hätte.

„Haben Sie jemals im Leben einen ſo ſtürmiſchen Tag geſehen?“ fragte ſie, als ſie wieder zu Athem gekommen war. „Ich habe wirklich geglaubt, ich wäre hinweggeweht.“

„Nehmen Sie meinen Arm," sprach er, während er ihr denselben darbot, „ich will als Ihr Pilot Sie sicher heimführen."

Der niedergefallene Schleier ließ ihm ein tiefes Erröthen des Mädchens Wange nicht kund werden; sie zog den Arm aus ihrem Pelzmüffchen und legte ihn vertrauend in den seinigen, dann gingen sie plaudernd, so wie der Wind es gestatten wollte, eiligst der Wohnung der jungen Dame zu, die in der fünften Avenue, nahe dem Washington Square, zu jener Zeit einer der fashionabelsten Theile der Stadt, belegen war.

„Nun müssen Sie auch kommen und mit uns diniren, Mr. Warner!" sprach sie, als sie Beide eben an der Pforte eines prachtvollen Wohnhauses angelangt waren.

„Mit Vergnügen, Miß Temple."

„Warum nennen Sie mich Miß Temple?"

„Warum nennen Sie mich Mr. Warner?"

„Wie thöricht Sie sprechen, Harry!"

„Wie liebenswürdig Sie sprechen, Margaretha!"

Sie lachte und trat, als eben die Thür geöffnet wurde, hinein; Harry Warner folgte ihr.

Sie führte ihn in einen Parlour, welcher mit den reichsten und schönsten Gegenständen überfüllt

war. Hier bat ſie Harry Platz zu nehmen, während ſie hurtig hinauf lief, Hut und Pelzwerke abzulegen und den Staub ein wenig von ihren Kleidern abzubürſten. Uebrigens nahm ſie nicht die geringſte Veranlaſſung, der Mutter zu ſagen, daß, weil Mr. Warner ſich im Parlour befinde, ſie doch hinabgehen ſolle. Sie ſetzte voraus, er würde gerade ſo gerne eine kleine Weile allein ſein, als nicht.

Und in der That, es war nicht nur eine kleine, ſondern eine ſehr kleine Weile, daß ſie ihn allein gelaſſen; denn in weniger als fünf Minuten kehrte Margaretha zurück und ſetzte ſich auf das Sopha zur Seite ihres Verlobten. Er ſchlang ſeinen Arm um ſie und legte ſeinen Kopf nahe dem ihrigen, ſo daß von einem ſüßen Gekoſe die Unterhaltung zweier Liebenden getragen wurde.

Dieſe goldbeſchwingten Momente des ſtillen Glücks entflohen nur zu ſchnell, denn ſchon hörte man an der Thür, die nach der Straße führte, die raſſelnde Bewegung des Schlüſſels; darauf erklangen frohlockende Töne einer jugendlichen Stimme, und in die ſich hurtig öffnende Parlourthür trat Philipp Temple. Er war nicht ganz zwei Jahre älter als ſeine Schweſter und in Be-

ſitz derſelben ſchönen Züge wie ſie, nur vielleicht etwas ſchärfer ausgeprägt und männlich kräftiger. Er war gerade das Gegentheil von ſeinem Freunde und zukünftigen Schwager, Herrn Harry Warner. Sein Haar ringelte ſich in goldenen braunen Locken um ſeinen ſchön geformten Kopf, und ſeine blauen Augen blickten ſo ſorglos, als ſollten ſie ſtets dem Argen fremd bleiben. In ſeinem Lachen war etwas ſo Muſikaliſches, wie in ſeinem Organ ungemein viel Angenehmes. Seine Manieren waren ſo fröhlich und frei, ſeine Heiterkeit eine ſo ungezwungene, daß ein Jeder, er mochte wollen oder nicht, unwillkürlich von ihm angeſteckt wurde.

Eine gefällige Melodie aus einer bekannten Oper recitirend, trat Mr. Temple in den Parlour. Als er indeß ſah, wer anweſend, hielt er inne und ſprach:

„Siehe da, Harry, Du biſt gerade der Mann, den ich ſehen wollte. Eben war ich im Begriff, in Dein Hôtel einzukehren und Dich zum Diner mit herzubringen, da biſt Du mir zuvorgekommen. Nun Du hier biſt, bleibt ſich's ja gleich."

„Du biſt mir ein liebenswürdiger Bruder," erwiderte Harry und ſchüttelte Philipp's Hand, „ich muß geſtehen, die Schweſter an einem ſolch'

ſtürmiſchen Tage, wie dem heutigen, ohne Begleitung ausgehen zu laſſen! Wenn ich nicht gekommen wäre zu ihrer Rettung, ſie würde eine Luftreiſe zum Monde gemacht haben."

„Warum haſt Du ſie nicht reiſen laſſen; ſie hätte uns eine Geſchichte von dem nächtlichen Aufklärer aus eigener Anſchauung ſchreiben können," ſagte der launige Philipp und ſetzte ſich, artig genug, die Liebenden nicht zu ſtören, am entfernten Ende des Parlours an's Piano und klimperte auf demſelben herum, bis die Tafel bereitet war. Das junge Brautpaar verſtand die außerordentliche Güte und Liebenswürdigkeit des Herrn Bruders vollſtändig zu würdigen.

Nur wenige Minuten noch vergingen, und Mrs. Temple trat in den Parlour ein.

Sie war eine Dame von etwa vierzig und einigen Jahren, würdevoll in ihrer ganzen Erſcheinung. Obgleich in ihrem Geſichtsausdruck Zeichen von einem gewiſſen Schmerz nicht zu verkennen waren, lagen doch unauslöſchliche Spuren einer großen Schönheit ausgeprägt, die bisweilen noch in ihrem vollen Glanze ſtrahlte. Ihr Weſen war außerordentlich fein und angenehm; ſie erſchien immer heiter und freundlich, und für Jeden, mit dem ſie in Berührung kam, hatte ſie ſtets

ein wohlwollendes Wort. Sie grüßte Harry Warner mit großer Zuvorkommenheit und lud mit der Anmuth einer Hausfrau zum Eintreten in den Speiſeſalon ein.

Das Mahl ging vorüber, wie es gewöhnlich in ſolchen Häuſern geſchieht; dem Appetit wurde nach Herzensluſt gehuldigt, und kein Schatten ſtörte das Vergnügen. Gleich nach demſelben kehrte die Geſellſchaft wieder in den Parlour zurück, und es begann die Unterhaltung im Allgemeinen.

„Es iſt ungefähr Zeit, daß Mr. Granger kommt," ſprach Philipp, ſeine Uhr aus der Taſche ziehend, um nach der Zeit zu ſehen. „Ich verſprach mit ihm heute Abend in die Oper zu gehen."

„Du ſcheinſt von dieſem Herrn Granger vollſtändig eingenommen zu werden, Philipp," bemerkte Mrs. Temple, und blickte von ihrer Arbeit, die ſie emſig in den Händen hielt, auf. „Ich für meinen Theil finde nicht ſehr viel Intereſſantes an dem jungen Mann."

„Sie müſſen doch zugeben, liebe Mama," fiel Margaretha ein, „daß er ein recht hübſcher Mann iſt."

„Und in jeder Weiſe auch ein feiner Mann," ergänzte Philipp.

„O ja," ſagte Mrs. Temple nachſinnend und zögernd, „er mag ein ganz netter und auch am Ende ein feiner Mann ſein in ſeinen Unterhaltungen und Manieren, allein, ich weiß nicht, ich mag ihn nicht leiden."

„Noch ich mag ihn leiden," ſagte Harry in die Unterhaltung einſtimmend. „Ich meine, Philipp, er iſt nicht der beſte Geſellſchafter für Dich! Dazu iſt er ſo viel älter als Du und zu ſehr bewandert in den Schlichen der Welt. Was aber mehr noch als Alles, iſt die gefährliche Macht, die er beſitzt, den ſtärkſten Willen magnetiſch zu beeinfluſſen."

„Ich wünſchte einen ſolchen Einfluß auf mich zu ſehen," ſagte Philipp etwas unangenehm berührt. „Ich habe geglaubt, Du hätteſt eine beſſere Meinung von mir, Harry!"

„Laß uns von dem Gegenſtand abbrechen," erwiderte Harry, als er bemerkte, daß über das Antlitz ſeines jungen Freundes eine flüchtige Röthe lief. „Einer von uns muß recht, der Andere unrecht haben in der Beurtheilung des Herrn Eliot Granger. Die Zeit wird lehren, wer von uns Beiden im Irrthum iſt; ich wünſche aus dem Grunde meines Herzens, daß ich es bin."

„Und ich weiß, daß Du es biſt," ſagte Philipp etwas heftig erregt.

„Aber wir wiſſen eben nicht, wer er iſt," bemerkte Mrs. Temple. „Er kommt, und Niemand weiß, woher er kommt; er ſcheint im Beſitz von überflüſſigen Mitteln, lebt in außerordentlichem Luxus, und doch iſt ſein Name ſo unbekannt wie Etwas."

„Das hat keinen Grund; findet man ihn doch in der beſten Geſellſchaft," wandte Philipp ein, und kaum hatte er dieſe Worte geſprochen, als die Thür offen geworfen wurde und ein Diener „Mr. Granger" meldete.

Mr. Granger trat ein, und zwar mit ſo ſchönen Bewegungen und einem Anſtande, welcher den vollendeten Gentleman bekundete. Er grüßte Philipp, welcher aufſprang und ihm entgegentrat, mit einem vertraulichen Handſchlag und den übrigen Theil der Geſellſchaft mit einer freundlichen Verbeugung.

Es iſt ein Jahr verfloſſen, ſeit wir ihn unſeren Leſern zum erſten Mal vorgeführt haben, aber ſeine Erſcheinung iſt noch ebendieſelbe wie damals; nur daß die Bläſſe ſeines Geſichts beſtändiger iſt und im Contraſt mit ſeinem dunkeln, lockigen Haar ihm mehr ein kaltes, marmorähn-

liches Ausſehen giebt. Seine Stimme, ſanft und melodiſch, hat in ihren Tönen eine träumeriſche und wunderſame Muſik, und ſeine Augen ſcheinen ſein Herz in einem geheimnißvollen und unüberwindlichen Banne zu halten.

„Ich habe mich etwas verſpätet, Philipp,“ ſagte Granger, nachdem er ſich geſetzt hatte und die gewöhnlichen Redensarten, wie ſie in der civiliſirten Welt bei der Begrüßung gebräuchlich ſind, gewechſelt waren. „Aber Sie müſſen mich entſchuldigen, ich bin ſonſt in der Regel ſehr pünktlich.“

„Das ſind Sie auch in der That, Eliot,“ erwiderte der junge Temple. „Sie kommen eher früher als ſpäter. Ich will jetzt auch keinen Augenblick auf mich warten laſſen; erlauben Sie mir nur, daß ich eben gehe und meinen Ueberrock anziehe.“ So ſprechend verließ er den Parlour, und Mr. Granger erhob ſich von ſeinem Platze, um einen andern Stuhl neben Margaretha einzunehmen. Man kann eben nicht ſagen, daß ſie ſeinen Bemerkungen anfangs ein ſehr geneigtes Ohr lieh, indeß wollte Harry Warner dennoch ein zu warmes Intereſſe entdecken, welches die Geliebte ſeines Herzens an dem fremden Ein-

dringling zu nehmen und nach und nach jedes seiner Worte einzusaugen schien.

Philipp kehrte nach einer kleinen Weile zurück, worauf dann Mr. Granger mit einigen Entschuldigungen wegen der so hastig abgebrochenen Visite Abschied von der Familie seines jungen Freundes nahm und mit demselben das Haus verließ.

Ein momentanes Schweigen entstand, das aber bald durch Harry Warner unterbrochen wurde. „Ich bin erstaunt, Margaretha," sagte er nicht ohne eine gewisse Empfindlichkeit, „zu sehen, wie die kurze Unterhaltung dieses jungen Mannes Dich bezaubert hat!"

„Bezaubert? Harry, wie Du reden kannst! Ich werde beinahe geneigt zu glauben, daß Du eifersüchtig bist," antwortete Margaretha mit Lachen, aber nicht ohne ein leichtes Erröthen, als sie bemerkte, wie düstere Schatten auf der Stirn ihres Verlobten ruhten. Dann fuhr sie im ernsteren Tone fort: „Aber wenn Du wünschest, daß ich ihn hinfort mit größerer Kälte behandele, als sonst gewöhnlich die Freunde meines Bruders —"

„Ach nein, Du bist ja ein gutes, theures Mädchen," flüsterte er ihr zu und zog sie näher

an ſeine Seite. „Margaretha, ich bin ein unwirſcher Kauz, nicht werth, von Dir geliebt zu werden.“

„Nicht werth?“ wiederholte Margaretha in demſelben Tone. „Du weißt ja, Harry, daß Du mir Alles über Alles biſt! Könnte ich Dir ſagen, wie ich Dich liebe — —“

Von der Wahrheit des ſchon tauſendmal und öfter Geſagten ſchien Mrs. Temple in dieſem Moment ſo tief erfüllt, daß ſie als „dritte Perſon“ ſich hier für vollſtändig überflüſſig hielt, ihre Handarbeit ſo hurtig wie möglich zuſammenlegte und den Parlour verließ.

3.

Franziska Spezzia.

Die beiden Freunde, Granger und Temple, befanden ſich bald in dem eleganten Coupé des Wagens, welcher der Ordnung gemäß ihrer harrend an der Thür ſtand. Mr. Granger gab dem Kutſcher, ohne daß er von Philipp gehört wurde, die Weiſung, ſich ſehr zu beeilen, und ſo fuhren ſie denn in raſchem Trabe hinweg; aber keineswegs in der Richtung nach dem Opernhauſe zu.

„Wohin fahren wir?" fragte Temple. „Dies iſt ja nicht der Weg nach dem Aſtorplatz."

„Erinnerſt Du Dich nicht der Geſchichte, die ich Dir vor ein oder zwei Tagen von dem italieniſchen Mädchen erzählte?" Dieſe Frage war eine ausweichende Antwort Granger's.

„Von Franziska, meinſt Du?"

„Von derſelben Franziska Spezzia; ich ſagte Dir, Du ſollteſt ſie ſehen; war dem nicht ſo?"

„Das ſagteſt Du allerdings."

„Alſo, ich bin darüber her, mein Verſprechen zu halten, und nun wir einmal im Begriff ſind, zu ihr hinzufahren, muß ich Dir Einiges von ihrer früheren Geſchichte erzählen, um Dich auf das vorzubereiten, was ſich dieſen Abend etwa ereignen könnte."

„Wozu ſoll dieſe Einleitung dienen?"

„Gleichviel wozu; Du ſollſt es ſchon zur rechten Zeit ſehen. Höre nur," und mit einer leiſen Stimme fuhr Mr. Granger fort: „Es ſind jetzt ungefähr fünf Jahre, als ich nach Europa reiſte, weil die Geſundheit einer Verwandten, die jetzt dahin iſt, einen Wechſel des Klimas unbedingt erheiſchte. Die milde Luft und der herrliche Himmel von Florenz übten einen ſo wohlthuenden Einfluß auf dieſelbe aus, daß wir uns entſchloſſen, für eine lange Zeit unſere Reſidenz in dieſer reizenden Stadt zu nehmen. Dort war es, wo ich zuerſt die Bekanntſchaft Franziska's machte. Sie war zu jener Zeit ſo wunderſchön, wie die menſchliche Einbildungskraft ſich nichts Schöneres denken kann. Als ich ſie zum erſten Male

in der Oper bemerkte, fühlte ich mich gleich von ihrem Zauber gebannt. Ich glaube, ich habe Dir früher schon einmal gesagt, daß sie eine der ersten Opernsängerinnen war, gerade nicht eine des ersten Ranges, aber sie behauptete doch einen bevorzugten Rang, mehr durch ihre Schönheit, als durch ihre Stimme. Ihre Bekanntschaft zu machen, war eben nicht schwer, aber Du kannst glauben, weder Artigkeiten, noch Versicherungen, noch sonstige Mittel konnten sie bewegen, nur einen Schritt vom Pfade der Ehre zu weichen. Ich wußte, daß sie mich leidenschaftlich liebte, aber keine Statue in dem Altarschrein kann stiller und unbeweglicher bleiben, als sie. Wie ich endlich einen Weg fand, sie über ihre Scrupel hinwegzuheben, davon vielleicht ein anderes Mal; nur jetzt nicht, nein, jetzt nicht; es ist jetzt die geeignete Zeit nicht."

Granger's Ruhe und die Gelassenheit seiner Stimme, die er bisher bewahrt, verließen ihn, als er zur Pointe seiner Erzählung gelangt war. Er bewegte sich rastlos auf seinem Sitze hin und her, und seine Geistesgegenwart, mit welcher er bemüht war, glauben zu machen, was er erzählte, verschwand völlig. Doch währte es nicht lange, daß er wieder zu sich selbst kam und sich verbesserte, indem er fortfuhr: „Unter den ihr am Meisten

ergebenen Verehrern war ein Landsmann von ihr, der sie zu seinem Rang und seinem Reichthum erheben wollte, wenn er sie gewinnen könne; aber wie ich eben sagte, sie liebte mich und verschloß ihr Ohr vor dem leidenschaftlichen Bewerber. Zeit verging, und ich war genöthigt, nach New-York zurückzukehren.

Franziska und ihr alter Vater, der Einzige von ihren Verwandten glaube ich, der ihr folgte, nahmen mit mir ihre Passage auf demselben Schiffe. Ich war vollständig unbekannt mit ihrer eigentlichen Absicht, bis sie mir eines Tages auf dem Verdeck des Schiffes begegnete. Ob ihr meine Gegenwart angenehm war oder nicht, kann ich nicht bestimmt sagen; nur das kann ich versichern, daß ich seit jener Zeit sie mehr als tausendmal wieder nach Florenz zurückgewünscht habe. Doch um mich kurz zu fassen: als wir in dieses Land zurückgekehrt waren, wünschte sie vor der Oeffentlichkeit zu erscheinen. Ich weigerte mich entschieden solchem Ansinnen und vermittelte für sie ein kleines niedliches Landhaus in dem äußern Theile der Stadt, wo sie seitdem mit ihrem Vater gewohnt hat. Der alte Mann wankt jetzt seinem Grabe zu; er leidet an einer Schwäche, die ihm kaum gestattet, von seinem Stuhle bis

an's Bett zu gehen. Das arme Kind denkt nun, daß ich eines ſchönen Tages kommen werde, ſie als mein Weib zu erklären. Sie wartet ganz geduldig auf die Stunde, die kommen ſoll."

Hier hielt er inne und ſeufzte tief auf, als ob er ſich von einer ſchweren Bürde befreit habe.

Philipp Temple hatte der Erzählung ſeines Freundes mit geſpannter Aufmerkſamkeit gelauſcht, und obgleich er überzeugt war, daß Eliot Granger die junge Italienerin hintergangen habe und immer noch im Begriff war, ein grauſames Spiel mit ihr zu treiben, fühlte er dennoch den mächtigen Einfluß, den dieſer myſteriöſe, junge Mann auf ihn ausübte. Weit davon entfernt, der Warnung, daß Mr. Granger kein Geſellſchafter für einen geachteten, jungen Mann ſei, zu folgen, erwachte in ſeiner Bruſt ein immer größeres Intereſſe für denſelben.

„Aber Du haſt mich noch nicht unterrichtet," ſagte Philipp nach einigen Minuten tiefen Stillſchweigens, „warum wir jetzt gerade gehen, um ihr einen Beſuch zu machen."

„Nein, nein, ich vergaß es," antwortete Granger. „Ich empfing heute Nachmittag ein Billet von ihr, welches ſie in größter Haſt geſchrieben hatte. Sie theilte mir darin die Ankunft von

Signor Corsini, ihrem italienischen Anbeter, mit. Er war ihr von Italien nachgereist, mehr sagte sie nicht, nur beschwor sie mich, so schnell als möglich zu ihr zu kommen und nicht einen Moment zu zaudern. Ich kenne diesen Corsini wohl, er ist reich, leidenschaftlich, rachsüchtig und haßt mich mit feindselig erbittertem Groll, so daß ich nicht wünschte, mit ihm das Hazardspiel eines Rencontre einzugehen, ohne Zeugen bei dem Zusammentreffen zu haben. Nun begreifst Du, warum ich Dich mitbringe. Bei einer solchen Mission, wen sollte ich lieber bei mir haben, als Dich, meinen besten, theuersten Freund?" Dabei drückte er Philipp's Hand fest in die seinige.

Unsere zwei jungen Helden hatten inzwischen die Vorstadt erreicht. Die Straßenlampen waren angezündet, aber die langen, dunkeln Zwischenräume zeigten, daß viele von dem Lampeninspector überschlagen wurden. Der Wind fegte über die leeren Bauplätze und füllte die Atmosphäre mit übeln Dünsten, die die Gegend in eine dichte Wolke einhüllten.

In diesem Augenblick hielt der Wagen an; Mr. Granger zog seinen dicken Mantel hervor und hüllte sich in denselben, dann stieg er aus,

winkte seinem Gefährten und rieth ihm eine gleiche Vorsicht an.

„Wir wollen den Rest des Weges zu Fuße machen," sagte er, „es zieht eine zu große Aufmerksamkeit auf sich, bis an die Thüre zu fahren." Temple nahm den ihm dargebotenen Arm seines Freundes an, und so legten sie Beide die kleine Strecke Weges zurück.

Der Nebel war indessen verschwunden und keine Wolke mehr sichtbar. Der Himmel war ein klarer Krystallspiegel und prangte von Myriaden glänzender Sterne. Nur der Wind fegte noch durch die öden Straßen mit einer solchen Macht, daß es Mühe kostete, sich aufrecht zu erhalten. Endlich erreichten sie ihren Bestimmungsort. Ein kleines Landhaus, das etwas zurück von der Straße lag, winkte ihnen. Zur Sommerzeit, wenn der es umgebende Garten in Blüthe stand, mochte es recht freundlich sein.

Granger stieß eine Thür auf und nahm den Weg durch einen dunkeln Gang; dann ohne lange anzuklopfen, öffnete er die Thür mit einem Nachschlüssel, welchen er aus seiner Tasche zog, und trat in die Halle ein. Philipp folgte auf seinen Wink.

Der junge Freund befand sich nun in einem

kleinen, aber niedlichen Zimmer, welches mit einem außerordentlichen Geſchmack möblirt war.

In einem großen, bequemen Schaukelſtuhl, nahe am Kamin, ſaß ein alter Mann mit grauem Haar, welcher von den Eintretenden mit einer leichten, aber höflichen Verbeugung des Kopfes Notiz nahm. Als Antwort auf eine Frage Eliot's in italieniſcher Sprache, griff er nach einer kleinen Glocke, die auf einem Tiſche neben ihm ſtand, und klingelte. Faſt in demſelben Augenblick öffnete ſich eine Thür, und vor Philipp trat eine Erſcheinung, ſo verlockend ſchön, daß er in ſtumme Bewunderung ſich verlor.

Die Eintretende verweilte einen Augenblick auf der Thürſchwelle, als ſie die Gegenwart eines Fremden gewahrte. Eliot aber ging ihr entgegen, nahm ſie bei der Hand und führte ſie einige Schritte vorwärts, um ſie ſeinem Freunde vorzuſtellen. Dann legte ſie ihre weiße Hand ſanft in die ſeinige und grüßte ſie mit holdſeligem Lächeln.

Wohl mochte Philipp ſich im Anſchauen dieſer nie geſehenen Schönheit verloren haben. Sie war jetzt eben fünfundzwanzig Jahre alt; von Geſtalt maleriſch ſchön, nicht über die mittlere Größe, aber ſchlank und graciös wie eine Gazelle.

Ihr reiches dunkles Haar war von ihrer schönen Stirn zurückgelegt und hinten in Locken und Flechten befestigt; ihre sanften, träumerischen Augen waren in der That „ein Meer von Liebe."

„Ich habe ihn gesehen," sprach sie in gutem Englisch mit einem leichten Erbeben. Nachdem sie dann einige Worte der Höflichkeit mit Philipp gewechselt, wendete sie sich mit unterdrückter Stimme wieder zu Granger und sagte: „Er hat über meine Schwelle kommen dürfen!"

„Und was wollte er denn?" fragte Granger, während Philipp sich bescheiden abgewendet hatte und sich den Schein gab, als ob er sich mit gleichgültigen Dingen beschäftige.

„Mir wieder und immer wieder sagen, daß er mich liebe; mir erklären, daß sein Dasein ohne mich nichtig und werthlos sei; er drohte sich eine Kugel durch den Kopf zu schießen, wenn mein Herz sich länger seinen Bitten verschließen wolle."

„Und Du hast Dich hartnäckig geweigert?"

„Wie kannst Du so fragen?" und wie ein flammender Blitzstrahl zuckte es aus ihren dunkeln Augen; dann fuhr sie in weicherem Tone fort: „Bin ich nicht Dein, Eliot, jetzt und für immer und ewig?" Thränen der Freude und des Schmerzes entströmten ihren Augen, als sie dies

ſagte. „Aber," verſetzte ſie haſtig weiter, „weißt Du, warum ich nach Dir geſendet habe? Ich that es, um Dich vor dieſem Manne zu warnen; er hat die furchtbarſten Eide geſchworen, Dich zu tödten. O, Eliot! um meiner Liebe willen! begegne dieſem Unglücklichen nicht."

„Ihm nicht begegnen, Franziska!" ſagte Granger und zog die Stirn in Falten. „Es iſt nicht meine Gewohnheit, einem Feinde aus dem Wege zu gehen, wie Du weißt."

„Ich weiß, Du biſt ſo heftig, ſo leidenſchaftlich, ja ſo ſchroff."

„Nein, Du biſt im Irrthum, ich bin nicht ſchroff. Ich kann meinen Willen und meine Wünſche zu jeder Zeit beherrſchen; aber horch, ich vernehme Fußtritte."

Franziska erſchrak und wechſelte die Farbe; ſie erhob ſich von ihrem Sitz und rannte haſtig in das Cabinet. Der Mond war aufgegangen und Franziska erblickte klar und deutlich einen Wagen am Thore. Sie ſah drei Männer über den Fußweg auf ihr Haus zugehen und erkannte in einem derſelben, trotz ſeines dicken Ueberrocks und ſeines tief in die Augen gedrückten Carbonari-Hutes, den gefürchteten Corſini.

„Es iſt Corſini, und nicht allein," ſagte ſie

mit dem furchtſamſten Geflüſter. „Was kann er beabſichtigen?“

„Zittern Sie nicht,“ nahm Philipp das Wort, „ſind wir nicht hier, um Sie zu beſchützen?“

„O, ich danke, ich danke Ihnen,“ antwortete ſie, „aber ich zittere für ihn“ — dabei wies ſie auf Eliot — „nicht für mich! O, in des Himmels Namen,“ rief ſie, „vermögen Sie über ihn, daß er das Zimmer verlaſſe.“

In dieſem Augenblick näherten ſich Corſini und ſeine Gefährten. Er pochte mit Ungeſtüm an die Thür und verlangte Einlaß.

„Geh', geh', ich bitte, ich flehe Dich an!“ rief Franziska, „in einer Secunde iſt es zu ſpät.“

„Was! — Sie unbeſchützt verlaſſen?“ fragte Philipp.

„O, ich bin nicht unbeſchützt,“ antwortete ſie raſch und beſtimmt; „ſehen Sie dieſen Dolch!“ Dabei zeigte ſie auf die Mordwaffe im anliegenden Cabinet. „Die Spitze iſt in ein tödtliches Gift getaucht; Frauen bedürfen ſolchen Schutzes in Italien; es ſcheint, als ob es hier eben ſo nöthig ſei. Zweifeln Sie nicht, daß ich ihn benutzen werde.“

„Komm, Philipp!“ ſagte Granger in dieſem Augenblick, plötzlich aufbrechend und aus den Gedanken erwachend, in welche er einige Momente

verſunken war. „Franziska hat recht; wir wollen uns aus dem Zimmer zurückziehen.“ Mit dieſen Worten ging er zur Thür, durch welche Franziska eingetreten war.

„Die Vorhänge, welche die Glasthüren bedecken, geſtatten uns, die unbeachteten Beobachter alles deſſen, was hier vorgeht, und im Nothfalle hurtig zum Beiſtande bereit zu ſein.“

„Ja, ja, geht und lauſcht, die Thür iſt ſchon geöffnet,“ und indem ſie gewaltſam ſie nöthigte, das Zimmer zu verlaſſen, trat in demſelben Moment Corſini ein.

Der Italiener war ein ſchlanker, hübſcher und dunkel ausſehender Mann. Ein Reichthum von ſchwarzen Locken fiel über ſeine Stirn; ſeine Augen waren groß und leidenſchaftlich, und ein voller ſchwarzer Schnurrbart verſteckte beinahe ſeinen Mund.

Er machte eine gewöhnliche Verbeugung des Kopfes gegen Signor Spezzia, als er eintrat. Dann faßte er ehrerbietig die Hand Franziska's und führte ſie an ſeine Lippen. Sie zog ſie mit Erbeben zurück, bevor er den beabſichtigten Kuß auf dieſelbe gedrückt hatte. Eine aufwallende Röthe überflog ſein Geſicht und er ſagte erbittert:

„Sie erzittern vor meiner Berührung, nicht wahr, Sie erzittern?“

„Ja, in der That,“ antwortete ſie. „Ich habe Ihnen immer und immer wieder geſagt, daß mir Ihre Gegenwart verhaßt iſt. Warum denn bemächtigen Sie ſich meiner? Ein für alle Mal, ich wollte lieber todt als die Ihrige ſein; iſt Ihnen das genug?“

Corſini warf ihr flammende Blicke entgegen, ergriff ihren Arm mit Ungeſtüm und ſprach in einem gedämpften, aber melancholiſchen Ton: „Weib, Deine Schönheit hat mich wahnſinnig gemacht; Du treibſt mich zur wildeſten Verzweiflung, — mein ſollſt Du werden, ich habe es bei allen Heiligen im Himmel geſchworen.“

„Und ich habe es bei dem Allermächtigſten im Himmel geſchworen, daß ich eher ſterben will,“ antwortete ſie, ſich von ihm losmachend. „So wage es auf die Gefahr hin, mich anzutaſten; ſieh', dieſer Dolch iſt in Gift getaucht, lege einen Finger an mich und die tödtliche Spitze verwundet meiu Herz!“ Mit dieſen Worten hielt ſie das Stilet gegen ihre Bruſt gezückt.

In demſelben Moment begann Eliot Granger leiſe zu Temple: „Sieh', er will ſie zu einer Verbindung überreden; es iſt augenſcheinlich ſeine

Absicht, sie zu entführen; obgleich ich die Welt darum geben möchte, daß sie glücklich in Italien wäre, so würde ich doch jetzt dem Manne niemals den Triumph gönnen, sie mir entrissen zu haben. Komm, wir müssen das verhüten!" und Philipp fortziehend, der ihm folgte, passirten sie einige unbequeme Gänge, die aus den Gemächern hinunter führten, und verließen das Haus durch die Hinterthür. So still und geräuschlos, als es nur möglich war, setzten sie ihre Schritte fort, und mit großer Behutsamkeit schlichen sie der Front des Hauses zu, um hier, wie sie glaubten, geschützt lauschen zu können.

„Was soll jetzt geschehen?" fragte Philipp mit gedämpfter Stimme.

„Du wirst ein Signal hören, welches bald innerhalb des Hauses gegeben wird," antwortete Granger, indem er sich das Ansehen eines Beschützers gab. „Dann müssen wir diese Kerle überfallen, welche hier im Hinterhalt aufgestellt sind, damit sie dem Italiener nicht zu Hülfe kommen können. Da nimm dies; die Vorsicht ist nothwendig," fuhr Eliot fort, und zwang seinem Freunde Philipp eine Taschenpistole in die Hand. „Ich bin in gleicher Weise bewaffnet; aber

lauſch', —" und wie er ſprach, hörten ſie dreimal in die Hände klatſchen.

„Aha, das Signal," ſagte Granger. „Biſt Du fertig?"

„Vollſtändig," antwortete Philipp, und das Bewußtſein ſchien den jungen Mann bei dieſen aufregenden Ereigniſſen zu verlaſſen. Ohne zu wiſſen, was er that, folgte er Eliot.

Sie eilten ſo raſch wie der Blitz vorwärts, und gerade in dem Moment, als die gedungenen Meuchler ihrem Herrn beiſpringen wollten, wurden ſie gezwungen, zurückzubleiben. Jeder von ihnen richtete ſeine Piſtole auf ſeines Gefangenen Kopf.

„Eine Silbe nur, und Ihr ſeid des Todes," raunte Granger ihnen entgegen. Aber er hätte ſich die Drohung für dieſe Geſellen ſparen können, denn nur tapfer gegen ſchwache Frauen, ſanken ſie vor den bewaffneten Männern in die Kniee und baten mit erhobenen Händen um Gnade.

„Ich denke, Du kannſt die Aufſicht über dieſe armen Teufel für einige Augenblicke allein führen," ſagte Granger zu Philipp, „während ich ſehen will, was drinnen vorgeht." Dabei gab er Philipp ſeine Piſtole in die Hand. „Schieße denjenigen augenblicklich nieder, der es verſucht, zu

entfliehen," fügte er hinzu. Temple spannte den Hahn seiner Pistole und antwortete in festem Tone: „Verlaßt Euch; nur Einer wage es, laut zu athmen, und er soll sterben wie ein Hund."

Darauf eilte Eliot mit beflügeltem Schritt hinein, um seinen Observationsposten zu besetzen.

Alles dieses, welches zu berichten viele Zeit genommen, ereignete sich in wenigen Secunden

Franziska stand noch da mit ihrem gezückten Dolche, und Corsini, durch das Nichterscheinen seiner erwarteten Helfer bestürzt, betrachtete sie von Kopf bis zu Füßen mit einem Gemisch von Liebe und Wuth.

„Bleiben die Schurken aus?" knirschte der Italiener zwischen den Zähnen. „Ewige Verdammniß über die feigen Creaturen!" rief er in seiner ohnmächtigen Wuth.

Eliot Granger erwartete mit der kältesten Ruhe, daß sich der Schauplatz der Empfindungen in einen des grausamen Spieles umwandeln werde, und in seinem selbstsüchtigen und falschen Herzen entflammte sich die Hoffnung, daß Franziska dem Spiele wirklich ein Ende machen würde, indem sie sich selbst als williges Schlachtopfer den Todesstoß gebe.

Er ward enttäuscht, denn plötzlich, gleich einem

Tiger auf ſeine Beute, ſtürzte Corſini hervor und ſchlang ſeinen Arm mit Rieſenkraft um den Leib des Mädchens, noch ehe ſie es geahnt hatte. Unter furchtbaren Anſtrengungen wollte er den Händen Franziska's die tödtliche Waffe entwinden, aber ſie warf dieſelbe gerade zu den Füßen ihres alten Vaters nieder.

„Nun biſt Du mein!" rief Corſini in triumphirendem Tone: „— keine Macht der Erde, des Himmels, noch der Hölle ſoll Dich mir entreißen!" und als er ſo ſprach, umſchlang er ſie noch feſter mit ſeinen Armen.

„Ungeheuer! laß mich los!" rief Franziska, indem ſie mit ihm rang. Dann, als ob ſie überwältigt ſei, ſtöhnte ſie: „O, ich bin verloren!"

„Nein, nicht verloren," rief Corſini, „ich gebrauche nur meine Kraft, Dich davon zu tragen, ohne Deinem Leben zu ſchaden. Du ſollſt mir danken für das Werk dieſes Abends."

„Danken — Euch danken," wiederholte ſie „Ich will Euch fluchen in jeder Stunde meines Lebens; ich tödte Euch mit meinen eigenen Händen, ehe Eure verabſcheuungswürdigen Lippen die meinigen berühren. O, Ihr habt den böſen Dämon in mir geweckt — nur Blut — kann ihn beſchwichtigen."

„Blut soll Ihn beschwichtigen!“ tönte eine andere Stimme aus einer gewissen Entfernung, und siehe da! der alte und hülflose Spezzia, der seit drei Jahren sich von seinem Sitze nicht mehr zu erheben vermochte, griff den vergifteten Dolch vom Teppich auf, und bevor noch Eliot, welcher seine Absicht errieth, herbeispringen konnte, um seiner That Einhalt zu thun, — bohrte er ihn tief bis an das Heft in die Seite Corsini's.

„Mit einem wilden Schrei ließ der Italiener die von ihm bis dahin festgehaltene Franziska los, bedeckte mit beiden Händen seine Wunde, und fiel mit dem Gesicht auf die Erde. Ein Strom von Blut ergoß sich über dieselbe.

„Ihr habt mich getödtet!“ rief er, und war bemüht, den Blutstrom zu hemmen. „O Himmel, ich sterbe!“

Aber Corsini war nicht das einzige Opfer dieses entsetzlichen Augenblicks. Auch des alten Spezzia Leben war entflohen mit diesem blutigen Streich. Sein entseelter Körper würde niedergefallen sein zur Seite des Zerstörers seines stillen Herdes, wenn Granger ihn nicht schnell in seine Arme aufgefangen und ihn sorgsam zurück in seinen Lehnstuhl gelegt hätte. Sein letzter Athem entfloh, sein Herz hörte auf zu schlagen,

und mit leidenſchaftlichem Schmerz warf Franziska ſich über den Leichnam und ſchluchzte und weinte unter den furchtbarſten Seelenqualen.

Mittlerweile ging Eliot Granger zur Thür hinaus, um Philipp aufzufordern, Zeuge dieſer Scene zu ſein. Er erklärte dem mit Schauder erfüllten jungen Manne, was ſich zugetragen hatte.

„Das Einzige, was jetzt zu thun, iſt, der Polizei Anzeige zu machen," ſagte Granger. „Bleib' Du hier, bis ich ſie aufgeſucht habe." Und er ließ den armen Philipp, der einen furchtbaren Traum zu träumen glaubte, allein mit den ſtillen Todten, ja allein mit einem ſchwer heimgeſuchten Herzen.

Granger kehrte bald zurück mit den Männern des Geſetzes. Dann traf er die Anordnungen, die aus Rückſicht für Signora Franziska mit den Leichnamen nothwendig waren, und hieß Temple von dem Schauplatz des Schreckens ſich entfernen, indem er in kaltem und ruhigem Tone ſprach: „Komm, warum ſiehſt Du ſo bleich und furchtſam aus? wir thaten Alles, was wir konnten, um die blutige That zu verhindern."

„Ja, ja; aber es iſt ein ſchreckliches Ereigniß."

„Pah, Du machſt daraus zu viel," erwiderte Granger. „Es iſt allerdings ſchrecklich, aber war-

um ſollten wir uns unglücklich machen durch Etwas, was wir nicht verhindern konnten? Fürchteſt Du vielleicht, daß Dein Name in die Geſchichte verwickelt werde? Sei um Deinen Kopf nicht bange! O, ich habe mich ſchon vorgeſehen. Geld! mein Freund, Geld iſt allmächtig, hörſt Du, ſei fröhlich!" und Granger beeilte ſich, ſeinen jungen Gefährten von dem ſchauderhaften Platze zu entfernen und ihn zum Wagen zu führen. Als ſie in demſelben ſaßen, bemächtigte ſich erſt recht der Schrecken des jungen Mannes und erſchütterte ihn im höchſten Grade. Granger aber, der ihn gänzlich zu lenken und zu leiten verſtand, veranlaßte ihn, obgleich gegen ſeinen Willen, mit ihm zum Opernhaus zu fahren.

4.

Die Oper.

Als unſere beiden Abenteurer das Opernhaus endlich erreichten, war es ſchon ſehr ſpät geworden. Ihre derangirte Toilette hatte ſie genöthigt, auf dem Wege dahin in Mr. Granger's Wohnung einzukehren, um andere Kleider zuvor anzulegen. Sie traten in die Thüren, und die Klänge der Muſik umrauſchten ſie. Eliot hatte große Mühe, ſeinen jungen Freund zu bewegen, weiter mit ihm einzutreten, denn es überfiel denſelben ein ſolches Angſtgefühl, daß er zögerte; es gelang ihm indeſſen nach und nach, ihn in das glänzende Auditorium zu bringen, das aus der ſchönſten und eleganteſten Geſellſchaft der Metropolis zuſammengeſetzt war. Wie zauberiſch reizend das kleine Haus anzuſehen

war mit den überfüllten Logen voll der geputztesten Damen und der geziertesten Dandys! —

Wie schmerzlich Philipp auch ergriffen und in seinen innersten Gefühlen niedergedrückt war, mit jugendlichem, fast knabenhaftem Leichtsinn hatte er gar bald alle die Schrecken vergessen, als er, in die Loge eingetreten und hier einer wahrhaft majestätischen Schönheit gegenüberstand.

Maria Montague war es, eine Brünette, mit einer Figur von imponirender Grazie. Sie hatte dunkle Augen, aus denen nur Güte sprach. Ein kaltes Wesen war ihr eigen, das nur von solchen, die nicht so glücklich waren, in ihren Kreis gezogen zu werden, „stolz" genannt wurde. Als einziges Kind und reiche Erbin, war es nicht zu verwundern, daß Maria, als sie in die Welt eintrat, wie eine wahre Königin erschien und mit einem Schwarm von unzähligen Anbetern und Bewerbern umgeben war. Allein nur ein Einziger unter ihnen war der Glückliche, welcher sich rühmen durfte, von ihr eine andere Gunstbezeugung als die der gewöhnlichen Höflichkeit zu empfangen; es war Philipp Temple; für ihn hatte sie stets ein Lächeln, für ihn selbst einen leisen Druck der Hand.

Das Einverständniß zwischen Beiden war schon

ziemlich weit gediehen, und überall, wo Philipp erſchien, entfernte Einer nach dem Andern ſich aus ihrer Nähe, um ihn allein in ſeligem und triumphirendem Beſitzthum zu laſſen. In dieſer Weiſe wurde er beſonders noch an dem heutigen Abende begünſtigt, denn Mrs. Montague, ſelbſt eine hübſche Frau, gerade noch in dem Alter der Liebenswürdigkeit, war umgeben von einem Kreis von Hageſtolzen und Wittwern in ihren ſchönſten Jahren, und von ihnen während der Zwiſchenpauſen vollſtändig in Anſpruch genommen.

Eliot Granger war eine kleine Weile ſich ſelbſt überlaſſen; er ſtand und überſchaute die brillante Menge, und blickte vergeblich nach einem jungen und unſchuldigen Weſen, das von dem Gift ſeiner Liebe getrunken hatte. Mrs. Temple's Loge war unbeſetzt, und Granger war eben im Begriff, den wehenden Fächern und dem ſchmelzenden Lächeln, mit welchem er von allen Seiten gegrüßt wurde (denn man muß wiſſen, daß er als Beſitzer von Millionen für den Löwen des Tages galt), dahin auszuweichen, als er gerade eine Geſtalt erblickte, deren Weſen darauf berechnet war, eine außerordentliche Aufmerkſamkeit auf ſich zu ziehen. Es war nicht das erſte Mal, daß er ſie ſah, aber niemals vorher wurde er von ihrem Anblick ſo

gefeſſelt, wie jetzt. Er konnte ihrer Anziehungskraft nicht entrinnen, vielmehr nahm er den directen Weg zur Loge, in welcher die Dame ihren Sitz eingenommen hatte.

Man durfte dieſelbe vielleicht nicht ganz fünfzig Jahre alt ſchätzen. Eine Südländerin von Geburt, beſaß ſie jene Lebhaftigkeit, welche den tropiſchen Schönheiten eigenthümlich iſt. Obgleich ſie bedeutende Anlage zu einem hübſchen Embonpoint hatte, ſo ging dadurch doch die Grazie ihrer ſchönen und wohlgerundeten Formen nicht verloren, und nichts deſto weniger bewährte ſie eine vollſtändige Elaſticität in ihren feinen und graziöſen Bewegungen. Angethan mit einem Coſtüm von ausgewählteſter Eleganz, Hals und Arme unbedeckt, richteten ihre dunkeln, ſanften Augen gleichſam ein wahres Unheil an unter der Menge, die in ihrer Loge ſie umgab. Mrs. St. Juſt, die reiche und liebenswürdige Wittwe aus dem Süden, beanſpruchte die „Gefeierte aller Gefeierten“ zu ſein.

Jeden Augenblick öffnete ſie die Thür ihrer Loge, um ihren erwartungsvollen Blick durch dieſelbe ſchweifen zu laſſen und ihn dann in demſelben Augenblick auch wieder enttäuſcht zu ſenken. Sie wiederholte dies gerade in dem Mo-

ment, als Eliot Granger eintrat, der, ärgerlich über den kalten Empfang der reizenden Wittwe, ſich gewaltſam durch die Menge drängte, um einen Sitz an ihrer Seite einzunehmen, und vermittelſt der großen Aufmerkſamkeit, die er ihr bewies, die Loge von all' den übrigen Beſitzern ſobald als möglich zu ſäubern.

Als ſie ſich Beide allein darin befanden, ſprach Mrs. St. Juſt mit ſichtlichem Unwillen: „Ich hoffe, Sie ſind jetzt zufrieden; Sie ſuchen mich jedesmal von der mir angenehmen Geſellſchaft zu befreien."

„Sie thun mir Unrecht, theure Marie," antwortete Granger in ſeiner einſchmeichelnden Weiſe. „Blicken Sie mich nicht ſo erzürnt an, wir Beide ſind zu alte und zu unentbehrliche Freunde, als daß wir Krieg mit einander führen könnten. Wollen Sie die glücklichen Tage von Paris — die reizenden Gondeln Venedigs — die Mondnacht in dem Coloſſeum von Rom vergeſſen?"

„Wozu ſoll das führen?" entgegnete Mrs. St. Juſt haſtig und aufbrauſend, „ich haſſe Reminiscenzen. Sagen Sie mir lieber, was Sie jetzt wünſchen, und kommen Sie mir niemals wieder nahe, ohne um eine Gunſt zu bitten."

„Die Sie mir allezeit mit der ſüßeſten Herablaſſung gewähren.“

Sie blickte ihn mit einem leidenſchaftlichen Haß an und knirſchte vor Wuth mit ihren weißen Zähnen, aber ſie ſprach kein Wort, ja, ſie getraute ſich ſelbſt nicht zu ſprechen.

Ihr Geſellſchafter ſchien eine beſondere Freude über ihre Aufwallung zu empfinden, denn er lächelte cyniſch und bemerkte in aller Kürze:

„Sie haben recht, ich habe um die Gunſt Ihrer Hand zu bitten, und mich dann zu entfernen!“

„In der That, das iſt eine neue Art und Weiſe.“

„Wie ironiſch Sie ſind!“

„Wie kalt Sie ſind!“

„Ich bin aus dem Norden, wollen Sie ſich gefälligſt erinnern; in dieſem kalten Klima pflegt uns das Blut nicht ſo heiß und heftig durch die Adern zu fließen, als Ihnen unter der Sonne des fröhlichen Südens. Wir lieben leidenſchaftlich einen Tag und vergeſſen Alles den nächſten.“

„Das iſt zu viel,“ flüſterte Mrs. St. Juſt leiſe für ſich. „O, was wollte ich darum geben, dieſen Mann in meiner Gewalt zu haben; — doch Geduld, meine Zeit wird kommen.“ Dann begann ſie laut weiter zu reden: „Ich werde

Sorge tragen, alle Nordländer nach Ihnen zu beurtheilen, Eliot Granger, wenn ich eine kurze Zeit nur noch hier bleibe, ich verſichere Sie.“

„Sie beabſichtigen nach New-Orleans zurückzukehren?“

Eine neue Röthe flog über das Antlitz der Dame, und ſie antwortete mit einem leidenſchaftlichen Ausdruck: „Ja wohl, irgend wohin, um von Ihnen befreit zu ſein.“

„Ich fürchte, Ihre Anziehungskraft iſt von einer ſo magnetiſchen Gewalt für mich, daß ich gezwungen ſein werde, Ihnen zu folgen.“

„Wenn ich das denken müßte, würde ich mit Königin Anna ſagen: dieſe Hand ſoll die Schönheit meines Antlitzes zerſtören.“

„Und ich würde mit König Richard ſagen. — welcher nach meiner Meinung von dem Sänger aller Zeiten mit zu wenig Aufrichtigkeit behandelt worden iſt — „Ihr könnt es nicht verletzen, wenn ich Euch nahe bin; das Herz könnte es nicht ertragen, die Schönheit ſchwinden zu ſehen.“

„Genug der Satyre! was wünſchen Sie von mir?“

„Ich wünſche Ihnen zu dienen.“

„Für eine kurze Zeit — — nicht wahr? —“

„Garantire ich,“ fiel er ein, „aber nichts deſto

weniger iſt es mein Wunſch, Ihnen zu dienen, um mir ſelbſt zu dienen."

„Ich bin überzeugt, Sie brauchen über eine ſo wenig egoiſtiſche Handlung nicht lange nachzudenken."

„Da haben Sie wiederum recht! Wie kühn Ihre Auffaſſungsweiſe dieſen Abend iſt!"

„Wie meinen Sie das? Weil ich Ihre verhüllten Pläne ſo durchſchaue?"

„Verhüllte Pläne? Wie ſchwach müſſen Sie ſein, in einer Reihe von Jahren das leichte Gewebe derſelben nicht durchſchaut zu haben!" Bei dieſer Bemerkung glitt das alte cyniſche Lächeln wieder über die Lippen Granger's.

Mrs. St. Juſt blickte auf und ihre Minen entſetzten ſich vor Grimm. „Sie triumphiren jetzt," begann ſie mit gedämpfter Stimme, „aber meine Zeit wird kommen, ſo ſicher als die Erde ſich bewegt; meine Rache bleibt nicht aus, ſie ſoll Ihnen folgen gleich Ihrem Schatten. Merken Sie ſich jede Stunde, jede Minute, und eines Tages wird der Augenblick gekommen ſein, wo wir abrechnen. Dann, ſtolzer Mann, ſollen Sie kennen lernen, was es heißt, mit einer Tigerin Spiel zu treiben." Während ſie alſo ſprach, zerknitterte ſie ihren koſtbaren Fächer mit krampf-

haſter Hand zu Atomen, und aus ihren großen ſchwarzen Augen ſprühte Leidenſchaft und Wuth.

„Wollen Sie alſo meine Güte lohnen?“ fragte Granger, vollſtändig ungerührt von ihrer Rachgier. „Ich kam zu Ihnen dieſen Abend, wie ich Ihnen vorher ſagte, um Ihnen zu dienen.“

„Laſſen Sie mich hören, worin?“

„Sie lieben Harry Warner.“

In dieſem Augenblick wurde ſie augenſcheinlich blaß, aber in dem nächſten bedeckte eine tiefe Röthe wieder ihr Geſicht und ihren Nacken. Sie zitterte an allen Gliedern.

„Was meinen Sie?“ begann ſie leiſe und mit bebender Stimme.

„Gerade das, was ich ſagte;“ antwortete er. „Sie können nichts vor mir verbergen; ich bin im Begriff, Ihnen zu dienen, indem ich den Geliebten in Ihre Arme führe.“

„Eliot Granger,“ ſagte ſie mit etwas ſanfterer Stimme. „Sie haben mein Geheimniß errathen; ja, ich liebe ihn, leidenſchaftlich, raſend. Niemals vorher habe ich gewußt, was Liebe war.“

„Und er?“

„Er iſt der künftige Gatte einer Andern.“

„Ich weiß es, aber hören Sie, ich will Ihnen zeigen, wie Sie zu gleicher Zeit mir und ſich

ſelbſt dienen können. Ich liebe Margaretha Temple, — erſchrecken Sie nicht — ich liebe ſie, ich meine, ſo weit ich überhaupt lieben kann, und was mehr iſt, ich wünſche ſie zu beſitzen ſammt ihrem —"

Ein großer Wechſel fand in dieſem Augenblick in dem Weſen Maria's St. Juſt's ſtatt. Sie lauſchte mit geſpannter Aufmerkſamkeit den Worten Eliot's, und wenn er inne hielt, ſagte ſie: „Kommen Sie zu Ende und ſagen Sie mir, was ich thun ſoll."

„Ei," bemerkte Granger, „ſind Sie bei dem, was ich ſagen will, ſo ſehr intereſſirt? Ich habe die Schlußnote angeſchlagen, und es iſt gut, denn ich könnte doch nicht weiter fortfahren, da wir nicht länger allein ſein werden. Sehen Sie nicht, wer des Weges kommt?"

Sie blickte nach der bezeichneten Richtung hin, und ein tiefes Roth färbte ihre ſchöne Stirn. „Er iſt es," ſprach ſie zu ſich ſelbſt, und in demſelben Augenblick wurde die Thür geöffnet. Harry Warner trat in die Loge.

Mit einem Lächeln, das ein vollſtändiger Abglanz vom Sonnenſchein, reichte Marie St. Juſt ihm die Hand zum Willkommen dar, und lud ihn

zu dem Sitze ein, von dem Granger in dem Moment aufstand, als der junge Mann eintrat.

„Ich wollte eben nach meinem Hôtel zurückkehren, da sah ich noch die Lichter hier brennen; ich hoffte das Vergnügen zu haben," sagte Harry, indem er ihre Einladung annahm und sich an ihre Seite niederließ. „Aber ich usurpire Ihren Platz, Mr. Granger," setzte er fort, indem er sich zu ihm wendete.

„Durchaus nicht!" antwortete Mr. Granger mit einer übermäßigen Höflichkeit. „Ich fühlte, daß ich bereits ein lästiger war."

„Könnte es möglich sein, daß Mr. Granger eine so bescheidene Meinung von sich selbst hätte?" fragte die liebenswürdige Wittwe mit etwas argem Lächeln.

„Bescheidenheit ist einer meiner geringsten Fehler;" antwortete er lachend und setzte sich dann in eine abgelegene Ecke der Loge, indem er vorgab, einige Augenblicke den Tönen der Truffi ungestört lauschen zu wollen.

„Sie sind seit Kurzem ein Fremdling geworden, Mr. Warner, bemerkte Mrs. St. Just. „Wir haben Sie sehr entbehrt."

„Ich bin erfreut, das zu hören," antwortete er. „Was könnte einen Mann mehr schmeicheln,

als zu denken, daß ſeine Abweſenheit eine Lücke verurſacht."

„Sie waren in meiner Vaterſtadt, ſeit wir uns zuletzt begegneten," begann Marie von Neuem; „erzählen Sie mir, wie Ihnen New-Orleans gefallen hat?"

„Ich fürchte, wenn ich Ihnen das ſage, werden Sie mich ſchelten."

„Nein, wahrlich nicht! Ich liebe Offenheit in allen Dingen; nichts iſt ſo widerwärtig, als mit Menſchen zu verkehren, die ſtets derſelben Meinung mit Einem ſind."

„Ich denke gerade ſo, und will alſo ohne Rückhalt ſprechen."

„Ich bitte, thun Sie es."

„Offen geſagt denn, den erſten Anblick von der Stadt fand ich über alle Beſchreibung ſchön; ſie erinnerte mich an einige der maleriſchen Städte im ſüdlichen Frankreich. Der erſte Eindruck aber war nicht ſo anhaltend günſtig. Ich fand die Hôtels ſo geräuſchvoll und die Straßen viel unſauberer noch als unſere eigenen, und das will ſehr viel ſagen. Die Geſellſchaft erſcheint von allen Enden und Weltgegenden der Erde zuſammengewürfelt."

Sie mußte das zugeben; nur ſetzte ſie hinzu,

„daß ein längeres Zuſammenleben der jetzt noch widerſtrebenden Elemente dieſelben harmoniſch vereinigen würde.“

„Die verſchiedenen Theater haben mich ebenfalls nicht ſehr angeſprochen;“ fuhr Mr. Warner fort. „Aber ich muß nicht vergeſſen, Ihnen zu erzählen, daß ich unerwartet hier einen Tenor gehört habe, und zwar einen amerikaniſchen, der, kaum im Alter von zwanzig Jahren, eine Stimme hat voll Kraft und ſeltenem Wohlklang.“

„Wie iſt ſein Name?“ fragte Mrs. St. Juſt mit etwas ſchwankender Stimme.

„Oswald Gautier.“

Marie wurde ſichtlich blaß und ein Ausruf des Schreckens entfloh ihren Lippen.

„Was fehlt Ihnen?“ fragte Warner mit großer Beſorgniß, indem er ſie zu unterſtützen ſuchte, „Sie ſind unwohl!“

„O, nein nein!“ entgegnete ſie aufathmend, „es iſt die gedrückte Luft hier im Hauſe; — ſo — ſchon iſt es beſſer — wie thöricht ich bin! —“

„Oswald Gautier?“ wiederholte Eliot Granger in einem fragenden Ton. „Da habe ich ein anderes Fädchen und ein viel ſtärkeres dazu, das ich in mein Gewebe flechte.“ Alſo zu ſich ſelbſt redend, verließ Granger eiligſt die Loge.

Die gemurmelten Worte waren dem feinen Ohre der Dame nicht entgangen. Sie wendete ſich um und war erſtaunt, in ihrer Loge Niemanden als ſich ſelbſt und Mr. Warner zu erblicken.

„Wollen Sie ſich nicht zurückziehen?“ fragte Harry, indem er bemerkte, daß Mrs. St. Juſt immer noch bleicher ward.

„O bewahre!“ antwortete ſie; „ich bin ſchon beſſer.“

„O lauſchen Sie, Truffi ſingt das Finale.“

„Sie bewundern Truffi?“

„Außerordentlich,“ war die Antwort.

Die Vorſtellung ging zu Ende und die liebenswürdige Wittwe klatſchte zum Zeichen ihrer Anerkennung und Bewunderung in ihre feinen weißen Hände. Dann geſtattete ſie Herrn Warner, ihren Mantel über ihre Schultern zu legen, nahm ſeinen Arm und wankte zur Loge hinaus zu ihrer Kaleſche, nach allen Seiten, ſo wie ſie durch die Menge ging, mit Herablaſſung grüßend und lächelnd.

Das Auditorinm hatte die Räume verlaſſen, die Klänge der fröhlichen Stimmen und des lauten Gelächters waren verhallt, die Lichter gelöſcht.

— Harry und Philipp fanden ſich Seite an Seite unter den letzten der Scheidenden.

„Willſt Du kommen und mit mir ſoupiren, Philipp?“ fragte Harry.

„Dieſen Abend nicht, ich danke Dir, Harry!“ antwortete der Jüngling. „Ich befinde mich nicht wohl und will gleich nach Hauſe gehen.“

„Du biſt unwohl? das bedauere ich zu hören; ich will Dich nach Hauſe begleiten.“ Alſo ſprechend, faßte er die Hand ſeines jungen Freundes und legte deſſen Arm in den ſeinigen.

Es war das erſte Mal in ſeinem Leben, daß Philipp wünſchte, Harry möchte ihn allein laſſen. Er hatte eine ſchwere Laſt auf ſeinem Herzen, der arme Knabe, und er wähnte, er müſſe mit ihr allein ſein. Es iſt ein ſehr ſchlimmes Zeichen, wenn die Jugend die Geſellſchaft — und ſogar die eines geliebten Freundes — läſtig findet.

5.

Eliot Granger's Wohnung.

Einige Tage waren vergangen seit jener Nacht, von welcher wir zuletzt gesprochen haben; Tage, die äußerlich ruhig erschienen, die aber in ihrem Schooße Ereignisse bargen, die bald an das Tageslicht treten sollten.

Eliot Granger saß in dem Privatgemach seines prachtvollen Hauses. Er war umgeben von Kunstkleinodien aller Länder. Der Teppich unter seinen Füßen war so weich, wie der Sybariten Betten von Rosenblättern. Die Möbel waren im reichsten Geschmack; die schweren Damastvorhänge, welche die großen Fenster des Zimmers umschatteten, gestatteten nur ein angenehmes Dämmerlicht in demselben.

Im Angeſicht all' dieſer Pracht und dieſes Reichthums, ruhte auf der Stirn Eliot's ein düſterer Ernſt. Seine Lippen waren zuſammengepreßt, und hin und wieder ließ er ſeine weiße Hand durch die dunkle Fülle ſeiner Locken ſtreifen.

Seine Meditationen wurden zuletzt durch das Eintreten ſeines Dieners unterbrochen, der auf einer im kunſtreichſten Geſchmack gearbeiteten Silberſchale Biscuits und daneben eine Kryſtallcaraffe mit Wein ihm darreichte.

„Wollen Herr Granger das Frühſtück jetzt nehmen?" fragte der Diener im unterwürfigen Tone.

„Ihr mögt es auf den Tiſch ſtellen, Martin," antwortete Mr. Granger, ſich ſelbſt aus ſeinen Träumereien aufraffend.

„Wie viel Uhr haben wir?"

„Zwei Uhr, Herr!"

„Gut! — kannſt gehen — doch nein, bleib! — Wenn ein Mann kommt, der ſich Hammer — Harriſon Hammer — nennt, bring' ihn gleich zu mir herauf." Alſo befehlend, winkte er dem Diener, daß er entlaſſen ſei, und verſank mittlerweile wieder in ein tiefes Nachſinnen. Endlich ſchienen ſeine Träumereien Worte gefunden zu haben und er murmelte in hörbarer Stimme:

„Ja, ja, es ist klar, daß Margarethe Temple mich verschmäht, ja, daß sie mir ausweicht, oder wenn sie nicht anders kann, mich mit kalten Höflichkeiten abspeist. Aber gleichviel — sie soll und muß die Meine sein. Ich will sie besitzen! doch wie nur diesen anmaßenden Warner beseitigen? Nie und nimmer soll er sie sein Weib nennen. Laß mich nur sehen, — laß mich nur sehen! Maria St. Just liebt Warner, und geschmeichelt durch die Hoffnung, ihn zu ihren Füßen zu haben, fürchte ich nicht, daß sie sich meinen Bitten ergiebt. Aber ich muß noch andere und stärkere Motive haben, sie an mich zu fesseln. Diese Italienerin nur ist der Stein des Anstoßes auf meinem Pfade. Ich wollte zum Teufel, ich wäre von ihr befreit. Wohlan, wenn es nicht anders gehen will, mag es geschehen."

Und er verfiel wiederum in tiefes Hinbrüten.

Das nervöse Zucken seines Mundes verrieth, daß der Sturm in den Empfindungen dieses Mannes auf das Höchste gestiegen war, und es bedurfte der eigenen Anstrengung sehr, denselben zu beschwichtigen. Er nahm ein volles Glas Wein, goß es aus, und sprach laut zu sich selbst: „Pah, was soll es denn? Ist es ja doch nur

eine Partie Whist, in welchem Maria und ich selbst die Spieler sind! Wer hält?"

Hierbei erhob er sich von seinem Sitze, legte die Vorhänge in die Armgehenke, und bog sich über die Fensterbrüstung hinaus in die frische Luft. Es war ein wonniger Frühlingstag; die Sonne schien warm und verbreitete einen wahren Hauch, dem Lenze eigenthümlich; die Bäume sproßten ihre Blätter und Blüthen.

Es sei hier bemerkt, daß Mr. Granger's Residenz in einer ziemlich freien Gegend lag, weit in dem oberen Theile der Stadt, etwa in der Nähe der „Zwanzigsten Straße." Das Wohnhaus war rund umgeben von einem in schönen Beeten ausgelegten Garten, die mit Blumen und Blüthenstauden, Statuetten und Springbrunnen versehen waren. Jeder Vorübergehende mußte voraussetzen, daß hier der „Löwe des Tages" residire.

Die Front des Wohngebäudes lag der schönsten Straße zugekehrt, und Granger konnte von seinem Fenster aus dieselbe ganz überschauen. Als er eine kleine Weile darin gelegen, begegnete sein Blick einer Gruppe zu Pferde, die aus zwei Damen und zwei Herren bestand, und welche Mr. Granger augenblicklich als Philipp und Margaretha Temple, Harry Warner und Maria Montague erkannte. Wie

sie näher und näher kamen, erklangen immer lauter und lauter ihre glücklichen Stimmen und ihr heiteres Gelächter, so daß es bis zu den Ohren Eliot's drang. Er wich von dem Fenster zurück, denn er vermochte nicht die Fröhlichkeit dieser harmlosen Menschen zu ertragen, wissend, daß seine düstere, unheildrohende Stirn sich verschworen, den glücklichen Kreis, der mit Lust und Freude umgeben, zu stören.

„Ich hasse sie," murmelte er, „hasse sie Alle, um so mehr noch, wenn ich denke, daß ich sie Alle bezeichnet habe, Einer für den Andern zu leiden. Aber," fuhr er fort und schlug an seine Brust mit der geballten Hand: „fühle ich hier nicht Etwas wie Reue brennen? Schwacher Narr doch, der ich bin!" setzte er hinzu und ging in dem Zimmer hurtig auf und nieder. „Ich glaube, ich bin ein halbes Weib geworden, was schiert mich Mitleid? Wer bin ich und was bin ich, daß ich auf einem Wege einhalten sollte, auf dem glänzendes Glück für mich selbst zu ernten ist! Ich bin reich und daher angesehen und geehr — obgleich namenlos und ungekannt. Was, wenn ich arm wäre, arm an Geld, meine ich, aber reich in jedem Zuge des Herzens und Geistes, würde ich dann auch zu Festen und Gelagen der Gebetene sein, würde ich dann auch umgeben sein von

Kriechern und Schmeichlern? Niemals! Der gute Ton würde mich kalt bei Seite ſchieben, mich hohnlächelnd hinauswerfen, und die reiche Welt würde eine Fratze ziehen und mir den Rücken zukehren. Alle Diejenigen, welche mich jetzt ſcharenweiſe aufſuchen, um meine feinen Weine zu trinken, meine guten Leckerbiſſen zu ſchlürfen, ſie alle würden mich von ſich werfen wie einen alten Rock. Und jetzt — ich bin Narr genug, mit ihnen Mitleid zu haben? Bah! ich fühle meine Stärke, je mehr ich darüber nachdenke."

Hier pauſirte er ſeinen Gang durch das Zimmer und nahm ſeinen Sitz wieder ein. Seinen Kopf ließ er in der Hand ruhen, während er ſeinen Ellenbogen auf den Tiſch ſtützte. „Das Paket — das geheimnißvolle Paket," flüſterte er nach einigen Augenblicken tiefen Schweigens. „Das löſt alle Zweifel; — und doch, ich muß warten, warten, warten. Der Advocat iſt ſo verteufelt ehrenhaft, da iſt kein Ausweg, die Clauſel zu umgehen. Dazu kommt, ſo gewiſſenlos ich ſonſt auch bin, möchte ich doch kein Gelübde brechen, das ich Derjenigen gegeben, von welcher ich Alles empfangen habe, was ich beſitze; — und die vielleicht mir ſelbſt — — doch nein! ich will nicht

weiter darüber nachdenken — ich schäme mich darob; es ist Zeit genug, Alles zu erfahren."

Sein tiefes Nachdenken ward wiederum durch das Eintreten des Dieners unterbrochen.

„Was wollt Ihr, Martin?" fragte Granger hastig. „Kann ich denn nicht fünf Minuten allein sein?"

„Mr. Granger sagten mir," entgegnete der ehrerbietige Diener, „wenn ein gewisser Mr. Hammer hieherkomme, soll ich ihn gleich heraufweisen? er ist bereits im Vorzimmer."

„Wahr, wahr! ich vergaß beinahe, — führe ihn herein."

Die Thür öffnete sich und dem neuen Ankömmling wurde der Einlaß gewährt. Mr. Eliot Granger's Miene schien so ruhig und sanft wie der blaue Himmel über ihm. Er erhob sich nicht von seinem Sitze, um seinen Gast zu bewillkommnen, aber herablassend bot er ihm einen Stuhl an, den Martin herbeibringen mußte.

Mr. Harrison Hammer war ein Mann von vielleicht fünfundvierzig Jahren, groß und breitschulterig und mit einer Brust gleich einem Zugthiere; seine Arme und Beine waren in ihrer Musculatur ganz besonders ausgebildet. Sein Kopf, groß und dick, war mit kurzem, schwarz gekräuseltem Haar bedeckt, und sein verschlagenes

Gesicht blickte aus zwei stechenden, in's Grüne schillernden Augen. Eine große sogenannte „Römernase" war ihm eigen, so wie ein Mund mit einem ganz ordinären Ausdruck, überschattet von einem dicken schwarzen Schnurrbart, der wie gewichst nach beiden Seiten sich ausbreitete gleich einem paar schwarzen Liliput-Schlangen.

Das Costüm dieses Mannes möchte, ohne Uebertreibung, brillant genannt werden können. Mit unserer Beschreibung bei den Füßen anfangend (man verzeihe uns diesen eigenthümlichen Weg), finden wir dieselben in den feinsten Patentleder-Stiefeln, über welche Pantalons fallen von lichtgrauem Tuche. Seine rothe Sammetweste war mit auffallenden Knöpfen besetzt, und seine Uhrkette erschien stark und schwer genug, ein paar Stiere zu halten; das reichgestickte Busenhemd war mit verschiedenfarbigen Einfassungen versehen. Ueber den dunkeln Frackrock trug er einen hellgrauen Ueberrock; der Cylinderhut war vom glänzendsten Schwarz, seine Handschuhe strohgelb, und sein Stock mit einem gediegenen Goldknopf vervollständigte das Aeußere.

Mr. Hammer setzte sich nieder, wie ihm geheißen war, nachdem er Hut und Stock an die Seite des Sophas placirt hatte. Ohne weitere

Umstände füllte er ein Glas mit Wein und trank es mit einem Zuge leer. „Entschuldigen Sie, mein theurer Herr Granger," sagte er, „ich weiß, daß Sie gerade im Begriff waren, mich zu einem Schluck Wein einzuladen, da wollte ich Ihnen die Mühe ersparen."

„Thun Sie, als ob Sie zu Hause waren, Mr. Hammer," antwortete der stolze Mann, und dabei glitt ein Ausdruck großen Widerwillens über sein Gesicht.

Mr. Hammer ließ sich's nicht zweimal sagen, zu thun, als ob er zu Hause sei. Er aß die Biscuits, trank nach Herzenslust ein Glas nach dem andern, und begann dann: „Mr. Granger, nun lassen Sie uns zum Geschäft gehen. Was kann ich für Sie thun?"

„Sind Sie jemals in New-Orleans gewesen?"

„Niemals!"

„Möchten Sie einen Ausflug nach dieser Richtung machen?"

„Mit Vergnügen!"

„Dann machen Sie sich bereit dazu."

„Auf wie lange Zeit?"

„Das haben Sie selbst zu bestimmen!"

„Ich kann nicht lange von New-York entfernt bleiben."

„Nicht für eine Vergütung?"

„Wie groß.“

„Tausend Dollars!“

„Das läßt sich hören, das klingt wie ein Geschäft. Was wünschen Sie, was ich für Sie thun soll?“

„Sie sollen nur Etwas für mich ausforschen, aber in aller Stille, ohne Aufsehen zu machen.“

„Dazu können Sie keinen bessern Mann als mich finden.“

„So dachte ich, sonst würde ich Sie nicht dazu auserwählt haben.“

„Was soll ich denn ausforschen?“

„Das werden Sie zeitig genug erfahren. Für jetzt habe ich nichts weiter zu sagen. Wenn ich mit meinen Vorbereitungen fertig bin, werde ich Ihnen weitere Instructionen geben und Sie aufsuchen.“

Diesen Wink verstehend erhob Mr. Hammer sich von seinem Stuhl und sagte einfach: „Ich bin immer zu Ihren Diensten, theurer Sir!“ Bevor er sich aber zum Fortgehen anschickte, nahm er die Gelegenheit wahr, sich noch einmal mit einem Glas des herrlichen Amontillado zu regaliren.

„Sie werden also bereit sein in dem Augenblick, wenn ich Ihnen Nachricht gebe,“ sagte

Mr. Granger noch zu dem bereits Verabſchiedeten, als er eben die Hand auf das Thürgehenk legte.

„Ich werde meinen Reiſekoffer noch heute packen und mich jeden Morgen in meinen Reiſeanzug werfen, bis ich Ihren Befehl zur Abreiſe empfangen habe;“ antwortete Herr Hammer. „Ich hoffe recht bald von Ihnen zu hören, und wünſche Ihnen guten Morgen.“

Obgleich neugierig, welche Art von Wünſchen Herr Granger in New-Orleans haben mochte, wußte er, daß eine weitere Auslegung derſelben von dem Gebieter nicht zu erpreſſen war. Er ließ deshalb Eliot Granger allein mit ſeinen Gedanken.

6.

In dem Geiſterhauſe.

„O, daß ich frei wäre! O, daß ich frei wäre!“ rief Eliot Granger laut aus, nachdem er ſein Geſicht eine Weile in ſeine Hand verborgen hatte. „Ich ſündige nicht, weil ich Gefallen an der Sünde habe; allein ein ſchreckliches Verhängniß ſcheint mich tiefer und tiefer in den Abgrund des Verderbens zu tragen. — Dieſes italieniſche Weib! o wenn ich frei wäre von ihr!“

Hier ſprang er von ſeinem Sitz in furchtbarer Aufregung; er rann in dem Zimmer auf und ab, entkleidete ſich ſeiner Morgentoilette und warf ſie bei Seite; dann zog er einen Ueberrock an, nahm Hut und Handſchuhe und verließ das Haus, indem er mit dumpfer Stimme vor ſich hin ſprach:

„Ich muß Franziska ſehen; ich war nicht bei ihr, ſeit ſie in dem geſpenſtiſchen Hauſe wohnt.“ So redend durchwanderte er mehrere Straßen, und nahm endlich ſeinen Weg dem alten Gebäude zu, in welchem ſeine Tante geſtorben war und welches er zum Aufenthaltsort für Franziska nach ihres Vaters Tode hatte einrichten laſſen.

Er erreichte das ihm entfremdete alte Haus, und ein Schauder überlief ihn, indem er die Raſenbeete kreuzte und die alten Stufen hinaufſtieg, die in das Portal führten. Gefühle einer mächtigen, innern Gewalt tauchten unverkennbar in ihm auf, als er in die weite dunkle Halle trat und ſeine Fußtritte darin dumpf wiederklangen.

Bevor er noch nach dem Gegenſtande ſeines eigentlichen Beſuches gefragt hatte, trieb eine fremde Zauberkraft Eliot Granger an, zuerſt in das Zimmer zu gehen, in welchem ſeine Tante den letzten Athem ausgehaucht hatte und welches den geheimnißvollen Schrein mit dem verſiegelten Paket barg. Den Schlüſſel dieſes Apartements trug Granger fortwährend bei ſich, und das Mädchen entlaſſend, welches ihn beim Eintritt in's Haus empfangen hatte, lenkte er ſeine Schritte nach dem Gemach hin.

Wie ſchaurig die Stille war und wie tief die

Dunkelheit, als er die Thür geöffnet, und er zögernd auf der Schwelle ſtand. Kein Ton durchbrach dieſes Schweigen, und nicht ein Lichtſtrahl erhellte die Finſterniß; aber durch eine kleine Ritze in einer der alten Blendladen ſchimmerte ein verlorener Lichtſtreif, der gleich einem der umwandelnden Geiſter, wie die Gerüchte ſagen, fortwährend kommt und geht zu dem alten verfallenen Hauſe.

„Dieſe dumpfe, geſchloſſene Luft," murmelte Eliot, „ſie benimmt mir faſt den Athem." Dann, wie beſchämt über ſeine eigene Schwäche, äußerte er haſtig: „Pfui!" und durchkreuzte das Gemach in der Richtung zum Fenſter, um es zu öffnen. Er hatte die Mitte deſſelben noch nicht ganz erreicht, als er gleich einem Steinbilde ſtillſtand und das Blut in den Adern ihm zu Eis gerann. Ein tief anhaltender Laut zog wehklagend durch das Zimmer, gleich dem Schrei einer verlorenen Seele.

Er horchte mit ſtummer Beſtürzung; die Klagetöne wiederholten ſich, nur etwas anders wie das erſte Mal. Ein krankhaftes Lächeln glitt über ſeine Züge. „Es iſt der Wind, der durch den alten Kamin fegt," ſagte er. „Ich bin wie ein Kind, ängſtige mich durch eigenes Erzeugniß ſolcher Schreckbilder." Dann wankte er zur Fenſterniſche.

Die Riegel und die Gitter der Fenſter waren eingeroſtet und widerſtanden allen Kraftanſtrengungen, ſie zu öffnen; zuletzt gelang es aber dennoch, und gerade in dem Augenblick, als die Blende aufflog, wurde er wiederum durch die entſetzliche Wehklage erſchreckt; hurtig um ſich blickend, glaubte er eine Geſtalt zu ſehen im weißen weiten Gewande, langſam durch die Wand verſchwindend. Der Angſtſchweiß brach ihm auf der Stirn aus und er zitterte an allen Gliedern. Irdiſche Dinge — gleichviel wie ſchauderhaft — hatten für ihn keine Schrecken; aber es bedarf der Geiſtesruhe und höheren Geiſteskraft, ſo wie des Bewußtſeins der Bravheit und Rechtlichkeit, um mit freiem Blick, mit emporgerichtetem Haupte und mit ruhigem Pulsſchlag vor übernatürlichen Dingen zu ſtehen wie vor natürlichen.

Was immer dieſe Viſion ſein mochte, keine Spur davon war in dem großen Raume zu entdecken. Obgleich Granger auch ſeinen Gleichmuth wieder erlangt hatte, erſparte er ſich doch, hinter all' die altmodigen, ſchweren Möbeln zu ſpähen, oder die wunderlichen Bilder an der Wand zu befragen, aus deren gebräunter Leinwand ihm überall ein Schreckbild entgegenſchielte.

Er verweilte nicht lange an dieſem Ort, warf

noch haſtig einige Blicke umher, und fühlte dann, wie das Auge auf den Verſchlag des geheimniß-vollen Schrankes in der Wand haftete. Nur mit Mühe konnte er ſich endlich abwenden, um die Blenden zu ſchließen und herumtappend ſeinen Weg hinaus zu finden. Er warf die Thür hurtig zu, verſchloß ſie und ſteckte den Schlüſſel wieder-um in ſeine Taſche; dann eilte er zu dem andern Theile des Gebäudes, welches er Franziska zur Wohnung belaſſen hatte.

Er trat unangemeldet in ihr Cabinet und war einigermaßen überraſcht, ſie auf ihrem Bette lie-gend zu finden, auf das augenſcheinlich eben erſt eine große Aufregung ſie geworfen hatte. Ihr Haar fiel aufgelöſt um ihre Schläfen, und in ihrem weißen Morgenkleide, welches mit dem blendenden Schnee ihrer Stirn wetteiferte, glich ſie mehr einem überirdiſchen Weſen als einem Bewohner dieſes Erdenthals.

Als die Thür geöffnet wurde, ſprang ſie ent-ſetzt empor; als ſie aber ſah, wer eintrat, fuhr ein plötzlicher Wechſel über ſie. Ein Licht, nach dem ſie lange geſpäht, ſchien ihr aufzugehen, und die Löſung eines Räthſels, das lange ſie gequält hatte, verlieh ihrem Blick Klarheit. Sie erhob

ſich halb ſitzend und bewillkommte ihren Gaſt mit einer ruhigen Geberde.

„Was machſt Du? Biſt Du krank?“ fragte Eliot und ſetzte ſich an ihre Seite.

„Nein, nein,“ antwortete ſie, „nur aufgeregt, die letzten Begebenheiten beunruhigen mich ſehr. Warum warſt Du ſo lange fern von mir, mein theurer Gatte?“

Granger verſuchte dieſer Frage etwas auszuweichen, doch bald antwortete er beſtimmt: „Ich war beſchäftigt, ſehr beſchäftigt, und hatte keine Zeit für Vergnügungen.“

„Nennſt Du es Vergnügen, zu mir zu kommen?“

„Warum nicht?“

„Warum nicht — wirklich? Ich hatte jede Hoffnung um Dich aufgegeben — und ich zweifle auch jetzt noch —“

„Findeſt Du Deine neue Wohnung recht bequem?“ fiel er, einen andern Gegenſtand aufnehmend, ein.

„Ich habe darüber nicht zu klagen?“ ſagte Franziska, „doch iſt es ein einſames, ödes Haus.“

„Es iſt gerade im Mittelpunkt der Stadt.“

„Ich weiß es, aber bisweilen, wenn der Wind durch die Bäume weht und über die Kamine,

dann tönt es wie furchtbare Wehklagen von geängſtigten Sterblichen," antwortete das italieniſche Mädchen. „Aber ich fürchte mich nicht, Eliot, unſer Kind wird nun bald geboren ſein, und dann bin ich ja nimmermehr allein. Das kleine Leben wird immer bei mir ſein, mir immer eine ſüße Abwechslung, immer eine neue Quelle von Freuden ſein."

„Und mir ein bitterer Hohn," dachte Granger im Stillen, indeß er laut ſagte, während er näher an ſie heranrückte und ihre Hand in die ſeinige legte: „Du liebſt mich, nicht wahr, Franziska?"

Sie blickte ihn an mit ſtummer Beſtürzung. Daß er an ihrer Liebe zweifeln, daß er nur fragen konnte, ſchien ihr unmöglich.

„Warum ſiehſt Du mich mit ſolchem Ernſt an," fuhr er fort, „und was iſt es, das Dich ſo ſtill und ſchweigſam macht?"

„Weil ich keine Worte für die Antwort finde," antwortete ſie im düſtern Tone. „Wenn mein Thun nicht meine Hingebung kund gibt, wie viel weniger vermögen es leere Worte. Manche wohl können ſprechen von Liebe, aber wenige — o wie wenige nur — können lieben!"

Er ſchlang ſeinen Arm um ſie und drückte ſie an ſeine Bruſt. „Wie denn, wenn ich jetzt ein

größeres Opfer von Dir verlangen ſollte, als Du noch jemals mir dargebracht? —" fragte er mit faſt unverſtändlichem Geflüſter.

„Wenn es Dich von meiner Liebe überzeugen könnte, würde ich es ohne Murren bringen," ſagte Franziska, ſchlang ihren weißen Arm um ſeinen Nacken und legte ihr ſchönes Haupt ruhend an ſeine Schulter.

„Ja das kann es, Theuerſte, gieb mir Beweiſe für Dein unbegrenztes Vertrauen in meine Liebe, in meine Ehre."

„Was iſt es, was ich thun muß!"

Sie zitterte im Verdruß über ſich ſich ſelbſt, als ſie dieſe Frage ſtellte, wie wenn ſie dächte, Leben oder Tod hinge von der Antwort ab.

„Warum ſchauderſt Du, Geliebte?" fragte Eliot mit mehr als gewöhnlicher Zärtlichkeit. Dann ſtreichelte er ihr ſanftes, reiches Haar, und ſprach: „O, Deine Hand iſt ſo kalt wie Eis."

„Ich gelobte Dir zu thun, was Du verlangteſt," ſchluchzte ſie, „und nun ich Dir mein Wort gegeben habe, fürchte ich, Du würdeſt mich heißen von Dir gehen. O Eliot, Eliot! wenn dies Deine Abſicht iſt — halte ein, — halte ein, bevor Du weiter ſprichſt. Sage mir, daß ich arbeiten ſoll, ringen und arbeiten wie eine Sclavin für Dich; —

ſage mir, daß ich ſterben ſoll hier zu Deinen Füßen, aber wolle nicht, daß ich leben ſoll, ohne Dich zu ſehen."—

Ihre Arme umklammerten ihn, als müßten ſie die Gedanken ihrer Seele und ihres Herzens bekräftigen. Ehe er ihr noch antwortete, bog er ſich zu ihr hernieder und küßte ihre Stirn; ein großes und heiliges Gefühl zitterte durch jede Ader und ſchien das noch ungeborene Leben mit neuer Kraft zu durchdringen.

„Dich von mir ſenden, Theuerſte?" rief er. Nimmermehr, das hieße mein eigenes Unglück verkünden. Ich frage das Schickſal, ob es mir ſagen kann, daß Du mir immer nahe ſein wirſt."

„So ſage denn, was ich thun ſoll, ich gehorche Dir."

„Du weißt, Franziska, daß wir in Florenz heimlich getraut ſind," fuhr Mr. Granger fort.

„Ich weiß es, ich weiß es!" rief ſie; „es iſt der einzige Troſt in all' meinen trüben Erinnerungen, der mich aufrecht erhält. Wenn die Verachtung der Menſchen mich zu kränken verſucht, ſo denke ich daran, und ich fühle mich erhoben über ſie; wenn das Mitleid mit ſeinen allzu gütigen Tröſtungen mich demüthigt bis zur Erde, — ſo denke ich daran und lächle in ruhiger Harm-

losigkeit; wenn der Hochmuth sich brüstet in seinen stolzen Gewändern und glaubt, daß seine Reinheit in der Berührung mit mir beschmutzt werden könnte, — so schaudere ich nicht und denke daran, — nein, schaudere nicht, zu keiner Zeit und an keinem Ort, denn ich weiß, vor dem Angesicht Gottes bin ich Dein angetrautes Weib; so kann ich die saumselige Gerechtigkeit von Männern abwarten."

Sie hatte sich emporgerichtet, als sie so sprach. Ihr lieblicher Gesichtsausdruck strahlte in ihrer glühenden Beredtsamkeit; ihre großen dunkeln Augen flammten in dem stolzen Bewußtsein, und mit geöffneten Lippen harrte sie auf das, was ihr Gatte ihr kund zu thun hatte.

Er wich aus wie immer; er hatte nicht den Muth, in ihr Antlitz zu blicken, als sie eben sprach; aber auf schlängelndem Wege und mit dumpfer Stimme fragte er sie: „Wie denn, wenn ich von Dir forderte, daß Du mich aufgeben solltest?"

Sie sah ihn mit einem tief durchdringenden Blick an; wie ein Donnerschlag fiel es vor ihr nieder. Sie stand sprachlos, wurde bald bleich, bald roth, und zitterte an jedem Gliede; nach einigen Momenten aber stürzten Thränen aus ihren Augen; vorwärts schwankend, fiel sie schluch-

zend an Eliot's Bruſt und rief: „Mein Gott, Du willſt mich von Dir trennen, beinahe glaube ich, Du ſprichſt im Ernſt?"

„Im wahren Ernſt!" antwortete er in einem höflichen und beſtimmten Tone. „Willſt Du mir nicht glauben?"

„Habe ich Dir nicht Jahre lang geglaubt?"

„Wirſt Du mir auch immer vertrauen?"

„Ich werde niemals von Dir laſſen."

„Verſtehſt Du mich nicht?" fragte er weiter mit einiger Strenge. „Was ich jetzt wiſſen wollte. iſt, ob Du geſtatteſt, daß das Band, welches mich an Dich kettet, gelöſt ſein ſoll — bis — bis —"

Hier unterbrach ihn Franziska mit einem wilden Schrei. Sie ſprang auf von ihrem Lager und zog aus ihrem Buſen ein zuſammengefaltetes Papier. Eine große Veränderung fand in ihrer äußeren Erſcheinung ſtatt; man ſah, wie ſie krampfhaft zitterte und ihr Geſicht mit einer Marmorbläſſe überzogen wurde. Gleich einer Königin ſtand ſie vor ihm und ſprach — und ihre Stimme zitterte nicht mehr. „Siehſt Du dieſes Blatt? Es iſt mein Schirm — mein Schild! aber nicht allein mein, ſondern auch meines noch ungeborenen Kindes Schild. Eliot! ich konnte für Dich leiden, konnte ſelbſt Schmach für Dich tragen;

aber dieſes Vermächtniß ſoll nimmer auf mein Kind übergehen. Was Deine Beweggründe ſind — ich ahne ſie; Du biſt des armen italieniſchen Mädchens überdrüſſig und ſuchſt eine ſtolzere Verbindung, — aber hüte Dich! hüte Dich! Noch raucht etwas von dem heißen Blute meiner Nation in meinen Adern, o, und es giebt nichts, was es abzukühlen vermöchte. —"

Sie hatte zu ſprechen aufgehört, aber ſie ſtand noch da mit flammenden Blicken, den Kopf in die Höhe hebend. Granger heftete ſeine Augen auf das Papier, welches ſie in ihren Händen hielt. Ein einziger Blick hatte ihn überzeugt, daß es das Certificat ihrer Heirath ſei, welches der italieniſche Prieſter ausgefertigt hatte, nachdem er ſelbſt die Trauungsceremonien vollzogen. Er kannte die Autorität dieſes Documents und er wußte, daß, ſo lange es in ihrem Beſitz, er vollſtändig in ihrer Gewalt war. Bei dieſem Gedanken ſchauderhaft erregt, erwachten alle die gräßlichen Leidenſchaften ſeines Herzens, jedoch ſeine Geiſtesgegenwart bewahrend, gab er die tiefen Schatten deſſelben nicht kund.

Indem er ſich ihr näherte, begann er mit ſchmeichelnder Geberde: „Jetzt biſt Du ungerecht,

Franziska. Deine Gefühle beherrſchen Deine freie Urtheilskraft. Ich wollte ſehen, wie weit Deine Liebe zu mir reichte, und finde bei Dir, wie bei allen Frauen, daß ſie ihre engen Grenzen hat."

„Das iſt falſch, und Du weißt es beſſer," rief Franziska; „ſie iſt unendlich wie die Ewigkeit."

Er hatte ſich noch näher an ſie herangedrängt und ſchlang ſeinen Arm um ihre Taille.

Welch' eine magnetiſche Zauberkraft liegt in der Umarmung deſſen, den wir lieben! Als Granger das italieniſche Mädchen an ſein Herz preßte, ſank ſie ermattet nieder; das Gift der unglücklichen Liebe ſtrömte noch einmal durch ihre Adern, ihr Herz ſchlug heftiger, und ſchon wollte ſie ſich zu ſeinen Füßen niederwerfen und ihn beſchwören, daß er mit ihr thun möge, was er wolle, da plötzlich veränderte er ſeine Stellung, haſchte nach jenem unglücklichen Document, entriß es ihr mit frevelnder Hand, ſtieß ſie von ſich und ſchwang im Triumph ſeine Beute über ſein Haupt.

„Aha!" rief er, die Maske der Liebe von ſich werfend. „Da iſt Dein Schild, Dein Schirm; ſieh' her, wozu es gut iſt."

Und Eliot Granger warf das Papier in den

offenen Herd, durchkreuzte das Zimmer mit sieg-reichem Schritt und sah dasselbe in der Gluth der Kohlen nach und nach verglimmen.

Wie ein Blitz schoß Franziska vorwärts, um ihr schützendes Kleinod, dieses unglückliche Papier, vor der zehrenden Flamme zu retten. Aber Granger zerrte sie am Arm und hielt sie zurück.

„Sieh' her," sagte er, „wie das gierige Feuer damit spielt. So zerstreue ich in alle Winde jedes Ding, welches sich zwischen mich und meine Wünsche drängt." Mit diesen Worten entließ er sie aus seiner teuflischen Umarmung, und mit seinem Munde blies er den ausgeglühten Kohlenstaub des Papiers, den die erlöschende Flamme zurückgelassen hatte, in den weiten Raum umher. Franziska war bleich wie der Tod; sie stierte mit entsetzlichen Blicken unverwandt auf die wenigen Atome, in welche jede Hoffnung ihr entflog; dann fiel sie auf den Fußboden nieder, stöhnend und jammernd, als wollte das Herz ihr brechen in dem endlosen Harm.

„O Eliot! Eliot!" schluchzte sie; „hab' nur noch einiges Mitleid! Tödte mich, tödte mich, noch ehe mein unglückliches Kind geboren wird. In des Himmels Namen laß es nicht auf die Welt kommen zum Fluch für Dich und für mich!"

„Das haſt Du Dir nur ſelbſt zu danken," erwiderte er vorwurfsvoll, und bückte ſich über ſie. „Hätteſt Du mich nicht herausgefordert mit dem Papier, es würde noch in Deinem Beſitz ſein. Ich wußte bis in dieſem Augenblick nicht, daß Du es aufbewahrt hatteſt. Aber wiſſe, ungeſchickt, wie Ihr Weiber im Allgemeinen ſeid, bringt Ihr Eure Reſerven zu früh und verliert die Schlacht." Er ſprach dies mit einem empörenden Hohnlächeln, als ob der böſeſte aller Dämonen ſein Spiel mit ihm getrieben hätte.

„Ich habe ſie nicht verloren!" rief ſie, von dieſem Hohn geweckt ſich raſch emporhebend.

„Die Schlacht hat noch nicht geendet! Eliot Granger! Ihr habt mich zur Mutter gemacht. Wundert Euch nicht, wenn ich Alles um mich her vergeſſe und mein Kind ſchütze."

„Es ſoll mich freuen, je eher Du mich vergiſſeſt, je beſſer," erwiderte er kalt und rauh. „Deine nichtsſagenden Drohungen rühren mich ſo wenig, wie der Wind die Eiche, wenn er machtlos durch ihre Zweige brauſt."

„Ich habe den ſtolzeſten Fürſten des Waldes von dem Gipfel bis zur Wurzel ſich beugen und zur Erde niederbrechen ſehen bei einem Wirbelwinde," ſagte Franziska mit großer Zuverſicht.

„Aber bei keiner warmen Briſe," antwortete er mit ſpöttiſcher Miene. „Doch genug davon; denke daran, daß Du in meiner Gewalt biſt — und wenn Du meine Wege durchſchneideſt — ich werde Dich aus der Welt — — —"

Hier hörte er plötzlich auf zu reden, ohne das gefährliche Wort, welches er auf der Zunge hatte, ganz auszuſprechen. Eine flammende Röthe flog über die Wangen der Italienerin, und ihr Auge leuchtete mit wahrem Löwenmuth. Ihm entging dieſe Anwandlung nicht. Sie trat ihm mit Größe und Erhabenheit näher, und er vermochte nicht — ärgerlich über ſich ſelbſt — ihrem Blicke zu begegnen.

„Eliot Granger," ſprach ſie mit einer Stimme welche das Herz ihres Betrügers hätte erſchüttern müſſen. „Ich habe genug gelitten und geduldet, Gott weiß es! Er weiß es, wie ich Dich geliebt habe, zu ihm flehe ich, daß er richtet zwiſchen Dir und mir; zu ihm flehe ich, daß er mir Leben und Kraft verleihe, um die Gerechtigkeit ausgeführt zu ſehen. Ich weiß es, er wird mein Gebet erhören, und ich ſage Dir vor ſeinem Angeſicht, daß Du vor der Welt Dein Weib und Kind anerkennen wirſt." Wie ſie ſo ſprach, erhob

ſie ihre Hand gen Himmel und ihre Worte, ruhig aber ernſt, glichen einer Prophezeiung.

„Pah,“ raunte Granger ihr entgegen, indem er ſich anſchickte, fortzugehen. „Wenn's anders nichts iſt. Ich will Dich beſuchen, wenn Du ruhiger geworden biſt und andere Gedanken haſt. Adieu!“ Mit dieſen Worten verließ er das Zimmer. Franziska ſprach nicht mehr. Keine Fiber ihres Geſichtes bewegte ſich, bevor die Thür geſchloſſen war zwiſchen ihm und ihr. Aber als ſeine Fußtritte verhallt waren, fuhr eine Todtenbläſſe über ihr wunderſchönes Geſicht, jede Muskel deſſelben erzitterte und ſie ſank nieder auf den Boden unter der Wucht ihres Seelenſchmerzes; ſie rang unter Todesqualen. Ueber ihr leidenſchaftlich liebendes Herz war eine ſolche Verzweiflung gekommen, wie ihr Geiſt ſie kaum zu bewältigen vermochte. Man hätte eine Welt darum geben ſollen, hätte man ſie weinen ſehen. Aber der Quell ihrer Thränen ſchien verſiegt. Ihre Pulſe pochten entſetzlich, und ihre Adern ſchwollen ſo ſehr, daß ſie faſt zu zerſpringen drohten, und eine Weile ſtritten Verſtand und Verzweiflung um die Herrſchaft in ihrem Gehirn. In dieſem Moment wehte gleich einem wilden Zephyr der Zuſtand vollſtändiger Bewußtloſigkeit einen kurzen

Frieden über das gemarterte Herz, und der Gedanke der Mutterschaft weckte sie aus demselben, um sie zu beschützen.

„Mein Kind! mein Kind! mein Kind!“ rief sie klagend, und in eine Fluth von Thränen ausbrechend, schluchzte sie, geschützt vor einem Schicksal, welches gräßlicher war als der Tod.

7.

Der Spazierritt.

Wenden wir uns nun zu der glücklichen Gesellschaft zurück, welche, wie der Leser sich erinnern wird, so fröhlich vor Herrn Granger's Haus vorbeiritt und durch ihre laute Heiterkeit gerade die entgegengesetzten Empfindungen in dem bösen Herzen unseres liebenswürdigen Helden hervorrief.

Vollständig unbekannt damit, daß ihr Glück eine Quelle von Unruhe und Kummer für ein anderes menschliches Wesen sein könnte, trieben sie ihre Rosse zum schnelleren Lauf und hatten bald den Staub der Straßen hinter sich, um sich selbst wieder zu finden in den grünen Gefilden unter knospenden Blumen und blühenden Bäumen. Die Luft war gerade kühl genug, um die

Staatsbibliothek München

ſen Ausflug zu einem ſehr angenehmen zu machen, und auch gerade warm genug, um auf die Wangen der Damen die roſenfarbenen Blüthen zu ſtreuen. Ich glaube kaum, daß je eine heiterere und glücklichere Partie ſo froh und leicht den alten Weg vom Blumenthal entlang galoppirte, als dieſe, von welcher ich eben erzähle.

Maria Montague und Philipp zeigten den Weg und in einer gewiſſen Entfernung folgten ihnen Harry Warner und Margaretha. Die Urſache ihres weiten Zurückbleibens war ſicherlich nichts Anderes, als ungeſtört einige intereſſante Betrachtungen anſtellen zu können, etwa über den lieblichen Tag, über die ſchönen Blumen und den blauen Himmel, oder gar zu fragen, weſſen Reſidenz es ſei, die ſie paſſirten, oder ob der Jack es ſei, oder der Tom, der jenes Haus gebaut, und dergleichen mehr. All' dieſe Fragen wurden vollſtändig genügend beantwortet, und der gegenſeitige Austauſch entſchädigte hinlänglich für das Intereſſeloſe des Gegenſtandes.

„Laſſen Sie uns unten durch die reizende Schlucht reiten," ſagte Philipp zu ſeiner Dame, ſein Pferd in die Richtung des maleriſchen Blumenthals lenkend, welches gegen den Fluß hin zu liegen ſcheint.

„Ich fürchte, Margaretha und Harry werden uns verlieren, sie sind so weit zurückgeblieben und sehen uns nicht mehr;" antwortete Maria und blickte rückwärts nach ihren Freunden. Aber sie waren wirklich dem Auge schon entschwunden, und so bogen sie dann abwärts in das romantische Thal.

„Da sehen wir sie wieder," bemerkte Philipp und legte seine Hand als Schirm gegen die Sonnenstrahlen über seine Augen. „Ich will mit meinem Tuche wehen, und ihre Aufmerksamkeit dadurch erregen." Er sagte und that es; zwei- bis dreimal schwang er sein Seidentuch über den Kopf, nicht viel darum gebend, ob er gesehen werde oder nicht. Ohne auf eine Antwort zu warten, schlug er den einladenden Weg ein, unmittelbar gefolgt von Maria. Die Zügel hingen nachlässig in ihren Händen und gestatteten den Pferden die trägste Gangart. Nach einer geraumen Weile waren die getrennten Freunde bereits von ihnen vergessen, und in der That waren sie auch nirgend mehr zu erblicken.

„Haben Sie jemals im Leben eine schönere Scenerie gesehen?" fragte Maria mit Enthusiasmus, auf das rieselnde Gewässer des prächtigen

Hudſon, das mit ſo vielen weißen Seglern unterbrochen wurde, blickend.

„Wie freue ich mich, daß wir dieſen Weg gewählt haben.“

„Es iſt wirklich reizend,“ antwortete der junge Freund; möglich immerhin, daß er die Landſchaft bewunderte, aber in der That wendete er ſeine Augen nicht weit von Maria's lieblichem Antlitz.

Sie erröthete darob ein wenig, denn es konnte ihr dies nicht entgehen. Verlegen wendete ſie ihre Augen zur Seite nieder und erblickte einige ſchöne blühende Vergißmeinnicht, die an dem Rande eines kleinen Quells wucherten, in deſſen tändelndem Gewäſſer ſie ihre Wurzeln kühlten und ihre wunderblauen Geſichtchen mit den goldenen Augen wiederſpiegelten.

„Sehen Sie,“ rief ſie in einer unbefangenen Freude, indem ſie ihr Pferd zum Stillſtehen brachte. „O, ſehen Sie, Herr Temple, dieſe ſchönen blauen Vergißmeinnicht! ich muß ſie mir pflücken, meine Lieblingsblumen!“

„Und meine zugleich,“ erwiderte Philipp, ſprang hurtig vom Pferde und ſprach: „o, laſſen Sie mich ſie pflücken.“ Er raffte Alles, was er mit und ohne Gefahr, in's Waſſer zu platſchen, er-

reichen konnte, zusammen und überreichte den Strauß Maria's Händen. ‚Jetzt hoffe ich, Sie werden mir eines dieser Blümchen schenken, werden Sie nicht?"

„Sie sind so bescheiden, daß ich denke, ich muß Ihnen wohl zwei schenken;" erwiderte sie mit holdseligem Lächeln, ließ ihre Zügel fallen, um ihren Blumenschatz mit Philipp zu theilen.

Gerade in diesem Moment wollte es der Zufall, daß ein furchtbarer Hund — einer von den Bullenbeißern, von denen man sagt, daß sie bellen, aber nicht beißen — aus einer am Wege liegenden Farm herausſprang und Fräulein Montague's Roß in einer mehr boshaften als freundlichen Weise begrüßte. Dieses über den unverhofften Anfall des Hundes wenig erbaut, bäumte und überschlug sich, und als Maria nach dem ersten Schrecken zu sich selbst wieder kam, fand sie sich in den Armen Philipp Temple's. Zweifelsohne zog sie es vor, in diesen schützenden Armen, anstatt an dem Busen der Mutter Erde zu liegen.

Nicht im Geringsten verletzt, aber sehr geängstigt, machte sie durchaus keine Anstrengungen, sich aus Philipp's Umarmung zu winden; bleich wie Marmor lag sie an seinem Herzen.

Er hielt sie sehr fest, und ihr liebliches Gesicht lag nahe, zu nahe an dem seinigen. Die Versuchung konnte nicht ausbleiben, denn beinahe nicht wissend, was er that, beugte er sich über sie und küßte ihre Stirn.

Wie hurtig dieser Kuß die Bläße ihres Antlitzes verscheuchte und dem üppigsten Roth das Verweilen auf Wangen und Stirn gestattete! Die Wirkung war eine wahrhaft wunderbare, und obgleich für ihre Genesung eine unverkennbar vortheilhafte, versuchte sie, undankbar genug, aus seinen Armen zu entkommen und erzürnt und böse ihn anzublicken.

Aber es wollte ihr dies nicht gelingen, konnte sie sich doch des Lächelns nicht enthalten, und was wunderbarer noch, diesem Lächeln folgten heftige Thränen, und es wechselten immer wieder Thränen und Lächeln.

In dem nächsten Augenblick fand sie sich sitzend an der Seite Philipp's auf einem alten moosbewachsenen Baumstamm, der an der Quelle neben den blühenden Vergißmeinnicht lag. Der Jüngling hatte seinen Arm sorgfältig um sie gelegt und ihr Haupt ruhte an seiner Schulter, während die beiden gesattelten Rosse mit ihrem zu affectionirten Freunde, dem großen Kettenhund,

ſich gravitätiſch auszuſöhnen ſchienen, hocherfreut, das obwaltende Mißverſtändniß nunmehr begriffen zu haben.

Unſer Pärchen fand ſich allein, von dem ſüßeſten Gekoſe der Natur umgeben.

Die Stille wurde durch nichts unterbrochen, als von dem Geſange des erſten Frühlingsvogels, oder der plätſchernden Quelle, welche mit ihrem Murmeln die Luft durchbebte gleich den Schwingungen der Muſik.

Sie ſelbſt ſchwiegen Beide eine lange Weile; keines von ihnen ſchien dieſe geweihte Stille ſtören, keines die ſüßen Gedanken, in welche ſie verſenkt waren, unterbrechen zu wollen.

Liebe — Liebe, die ſich zum erſten Mal kund that in den Herzſchlägen der Jugend — über ſie wagte Philipp zu ſprechen in der Bitte zuerſt um ein „Vergißmeinnicht."

„Ich gab es Ihnen," antwortete das Mädchen.

„Ich ließ es fallen."

„O, ſo bald?"

„Als ich Sie retten wollte."

Sie erröthete und lächelte, als ſie in ſein blühendes, vor Liebe ſtrahlendes Antlitz blickte. Dann ſchaute ſie nieder auf die Steinchen im

blinkenden Waſſer, wie wenn ſie ernſtlich bemüht wäre, dieſelben zu zählen.

„Wohlan," antwortete ſie, nahm die Blumen von ihrem Buſen, woſelbſt ſie ihnen einen Platz gegönnt, und ſprach: „ſo muß ich wohl noch einmal mit Ihnen theilen; halten Sie ſie das nächſte Mal aber feſter."

„Um Sie loszulaſſen?"

„Das will ich damit nicht ſagen."

„Ich wollte, Sie vertrauten mir, Marie, ich wollte, Sie ſchätzten Etwas höher als dieſe Blumen."

„Was könnte köſtlicher ſein! Sehen Sie nur, wie wunderſchön ſie ſind!" Sie ſchlug in dieſem Moment ihr Auge nicht auf, denn ſie blickte nur ihre kleinen blauen Blümchen an; dann hob ſie dieſelben zu ihrem Munde empor, als wollte ſie den Duft einhauchen, und doch weiß alle Welt, daß ſie weniger duftend als ſchön ſind.

Philipp nahm ihre tändelnde Hand in die ſeinige und drückte ſie ſo innig, als er durfte; ſie erwiderte den Händedruck eben ſo wenig, wie ſie ihn verweigerte.

„Marie!" flüſterte er mit leiſer, aber ſehr ernſter Stimme. „Ich weiß nicht, ob und wie ich ſagen darf, was ich gern ſagen möchte. Aber

ein unbezwingbares Gefühl drängt mich. Ich liebe Sie, Marie! ich liebe Sie von dem ersten Tage an, wo ich Sie gesehen. Ich vermag an nichts Anderes mehr zu denken, als an Sie, von nichts Anderem zu träumen, als von Ihnen, und wenn ich einmal glücklich gewesen, so war es in dem Gedanken, daß Alles, Alles nichts ohne Sie, ohne — Ihre Freundschaft sei.“ Wie viele Mühe kostete es ihm, diese letzten Worte zu stammeln, und wie wünschte Marie Montague, ihm über diese schwierige Wendung hinweg zu helfen! Es fehlte ihr selbst der Muth dazu; nur wenn er für einen Augenblick inne hielt, und wenn sie fühlte seinen Arm sie fester umschließen, und wenn sie dachte, wie frei und edel dieses Herz beinahe aufhörte zu schlagen in der sehnsüchtigen Erwartung eines einzigen Wortes von ihr, dann konnte sie nicht länger stille bleiben und tief bewegt lispelte sie:

„Freundschaft, ist das Alles, Philipp?“

Wie sollte er nennen den süßen Wahn, der zitternd der Jugend ganzes Sein erfüllt und von geliebten Lippen zum ersten Male wiederklingt! Es war geantwortet! Alle Zweifel waren zerronnen, sie liebte ihn; sie legte ihre Hand in die seine und auf seine Schulter ihr Haupt. O,

wie wollte er ſie ſchützen und bergen an ſeiner Bruſt für alle Zeiten. Die Erde war eine Feder unter ſeinen Füßen; die Luft ſchien ihn in den Himmel zu heben; er hatte alle Erdendinge vergeſſen; alle Weſen ſchienen ihm nur dazu gemacht, die Welt zum Paradieſe zu geſtalten.

O, daß dieſe Momente nur zu flüchtig ſcheinen! Der Klang der Roſſehufe von fern weckte die Liebenden aus ihren ſüßeſten Träumen, und ſie erblickten von ferne Margaretha und Harry im Galopp heranſprengen.

Philipp erhob ſich raſch von ſeinem Sitze, und that emſig bemüht, als ob er den Sattelgurt an Marie Montague's Pferd feſter zu ziehen hätte. Obgleich nicht ein einziges Wort über die Begebenheit der eben vergangenen Augenblicke verlautete, ſo begriffen die nunmehr Hinzugekommenen doch auf den erſten flüchtigen Blick, welche Seligkeit des Himmels ſie hier geſtört hatten.

Digitized by Google

8.

Mr. Harrison Hammer erzählt eine Geschichte.

Hin und wieder versuchen die ehrwürdigen Stadtväter von New-York den Charakter einiger höchst unangenehmem Theile der guten Metropole dadurch zu verbessern, daß sie der einen oder der andern Straße einen neuen Namen verleihen. Es kommt ihnen niemals in den Sinn, ihre Weisheit und väterliche Güte werkthätiger zu bekunden, und während sie gleich dem gaukelnden Taschenkünstler geruhen, zu sagen: „'s ist Alles Geschwindigkeit," hat solche Verwandlung im Umsehen stattgefunden. So war es denn auch in Uebereinstimmung mit einer von diesen städtischen Verordnungen, daß die gegenwärtige Baxterstraße von New-York ihre Benennung erhielt.

In jener Zeit, von welcher ich ſchreibe, war ſie unter dem ſüßklingenden Titel von „Orangenſtraße“ bekannt. Ob dieſe Wiedertaufe zu ihrem materiellen Vortheil ſich ereignet hat, — ich kann darüber aus eigener Anſchauung keine Rechenſchaft geben, denn ich war ſeit einigen Jahren nicht ſo glücklich mehr, eine Unterſuchungsexpedition in jene Gegend zu machen. Alles, was ich darüber ſagen kann, iſt, daß in jener Zeit, in welche meine Erzählung fällt, die Straße bekannt war als der Weilplatz aller Verbrechen und aller Schande; ſie war der Canal, durch welchen die Höhlen von „Five Point“ ſich anfüllten.

Angeſichts dieſer Thatſachen werden meine Leſer unzweifelhaft wenig erſtaunt ſein, über den ſchmutzigſten Fenſtern einer elenden Barakke ein neues blau angeſtrichenes Schild angebracht zu ſehen, auf welchem in goldenen Buchſtaben die cabaliſtiſchen Worte als Inſchrift ſtehen: „Harrison Hammer, Exchange and Collection Office. Highest Price given for Uncurrent Money. Old Gold and Silver bought and Stocks Negotiated.“*) Eine kleinere Signatur, welche an

*) Harriſon Hammer, Bank- und Wechſelgeſchäft; höchſte Preiſe werden hier für ungangbare Münzen gegeben. Altes Gold und Silber wird gekauft.

dem Thürfenſter befeſtigt war, unterrichtete die Kundſchaft, daß die Office von zehn bis drei Uhr geöffnet ſei. In dem Schaufenſter dieſes „Bankierhauſes" ſah man etwa fünfzig Kupfermünzen niedergelegt, ferner verſchiedene ſchwarzfleckige Viertel-Dollarſtücke, und etwa ein- oder zweihundert zweifelhafte Banknoten. Ein kleiner Bube und ein Mädchen in zerlumpten Kleidchen drückten den ganzen Tag lang ihre kleinen Naſen platt gegen das Glas dieſes Fenſters und glotzten über die Schätze mit neidiſchen Blicken.

Das Innere dieſes Etabliſſements, nämlich was die Bude ſelbſt anbetrifft (ich bitte das Bankierhaus um gütige Entſchuldigung), ſtand im genaueſten Verhältniß zu ſeinem Aeußern. Es enthielt eine kurze unangeſtrichene Barrière und einen oder zwei wackelige Seſſel; in der Mitte war es durch einen myſteriöſen grünen Vorhang abgetheilt, hinter welchem die Kunden — von denen die farbige Race den größten Theil bildete — von Zeit zu Zeit geladen wurden, ihre Geſchäfte abzuſchießen. Der ungeduldige Leſer wird vielleicht Verdacht ſchöpfen, daß unſer Freund, Mr. Harriſon Hammer, dem ſehr einträglichen Geſchäft eines privilegirten Wucherers nachhängt, wenn er durch einen Gang in die

Räume des Hinterhauſes paſſirt, woſelbſt ſeinem Auge ein großer Contraſt begegnet.

Zwei Zimmer von gleicher Größe, ungefähr zwanzig Fuß im Geviert, verbunden durch große Flügelthüren, ſind hier mit der möglichſten Eleganz ausgeſtattet. Der Brüſſeler Teppich iſt ein ſehr in die Augen fallender, und obgleich die getäfelte Decke niedrig und die Wände ohne geſchmackvolles Geſimſe, ſo ſind doch die Möbeln auf's Koſtbarſte finirt und rund in den Zimmern umher gut arrangirt. Gemälde, ſcheinbar von einigem Werth, decoriren die Wände, und die kleinen, ſchief angebrachten Fenſter werden von rothen Damaſt-Vorhängen umſchattet.

Ein Apartement iſt mit einem Bette und das andere zu einem Empfangzimmer arrangirt. In dem letztern ſitzt der glückliche Eigenthümer, Mr. Harriſon Hammel, die Stunden von neun Uhr des Morgens; er trägt ein brocatſchimmerndes Morgenkleid und an den Füßen reich geſtickte Pantoffeln. In einem luxuriöſen Armſeſſel zurückgelehnt, ſchlägt er die Beine graziös über den Tiſch, bläſt eine Wolke von Rauch aus ſeinem Meerſchaum, und ſchlürft ſeinen Brandy mit Waſſer.

Eine Novelle in einem gelben Einbande und

mit einem haarſträubenden Titelblatt ruht in ſeinem Schooß. Augenſcheinlich fällt das Buch ihm aus der Hand, während er im Nachdenken über deſſen Inhalt verſunken war.

In dieſem Augenblick wurde ſeine Träumerei durch ein Gerappel an der Ladenthür unterbrochen. Die Geſchäftsſtunden waren ſchon lange vorüber, und es konnte daher kein tagtäglicher Kunde ſein, der ihn zu ſprechen wünſchte. Mr. Hammer wußte ſehr gut, daß ſeine ſpeciellen Freunde eine andere und mehr geſicherte als die gewöhnliche Stunde für den Empfang wählten. Er ſprang von ſeinem Sitze auf, verhüllte die ſchwere Thür, die aus einer Ecke des Zimmers führt, mit einem Vorhang, und in den Laden tretend, fragte er mit lauter Stimme:

„Wer iſt da?"

„Oeffnen Sie hurtig die Thür," antwortete eine Stimme von außen.

„Nicht ſo raſch, nicht ſo raſch, mein Freund! wiſſen Sie nicht, daß der Holzhacker ſagt: „Eile mit Weile!" Sie können n mein Heiligthum nicht eindringen, wenn Sie mir nicht vorher geſagt haben, wer Sie ſind und was Sie wünſchen!" rief Mr. Hammer.

„Kennen Sie mich nicht?"

„Teufel! ein wenig!"

„Ich bin Granger."

„Mr. Granger! o, bitte tausendmal um Verzeihung! tausendmal!" Darauf folgte das Geräusch von fortgeschobenen Riegeln und klirrenden Ketten. Die Thür sprang augenblicklich auf, und Mr. Hammer empfing seinen Gast mit einem Uebermaße von Complimenten. „Bedauere unendlich, mein theurer Herr Granger, daß Sie einen Augenblick nur haben warten müssen," sagte er, indem er seine Thür wiederum verriegelte und verschloß; „aber man kann nicht vorsichtig genug sein in dieser argen Stadt."

„Sie haben ganz recht," erwiderte Granger. „Aber haben Sie denn nichts Besseres als diese dunkle Höhle, wo Sie Ihre Freunde empfangen können?"

„Freilich, freilich! Treten Sie gefälligst ein," sprach Mr. Hammer, indem er seinen Gast in sein elegantes Boudoir einlud.

„Aha! da ist eine Verbesserung," sagte Eliot, und setzte sich in den großen Stuhl. „Und nun, Herr Hammer, wollen Sie sich selbst gefälligst niederlassen, so will ich Ihnen die Veranlassung meines Besuchs mittheilen."

Mr. Hammer zögerte nicht lange, dem Wunsche

ſeines Freundes nachzukommen; er trug hurtig einen Stuhl herbei und ſetzte ſich neben ihn, indem er ſagte: „Ich bin ganz Ohr, Mr. Granger, bitte, beginnen Sie.“

„Ich weiß nicht,“ begann Eliot, „was für ein Geſchäft Sie in dieſem Augenblick eigentlich treiben — —“

„Wechſelgeſchäft,“ fiel Hammer unterbrechend ein.

„Ja, ja, das weiß ich; ich wollte nicht auf Ihre auswärtigen Angelegenheiten angeſpielt haben,“ ſagte Granger, und blickte ſchelmiſch verſtohlen nach den ſchweren Gardinen, welche die geheimnißvolle Thür verbargen.

„Sie ſind ſehr ſpaßhaft, mein theurer Herr Granger,“ bemerkte Mr. Hammer. „Aber laſſen Sie mich verſichern — —“

„Nichts, nichts!“ unterbrach ihn Granger, „ich kenne noch befürchte ich irgend Etwas von Ihren Privataffairen; ſie berühren mich nicht. Ich bin gekommen, um Ihnen für die beſtimmte Information, die Sie, wie Sie mir geſagt haben, beſitzen, meine Schuld zu zahlen. Machen Sie Ihre Arrangements für Ihre Reiſe nach New-Orleans, das wird demnächſt das Allernothwendigſte ſein.“

„Wie ich Ihnen schon vorher gesagt habe, ich bin zu jeder Stunde zu Ihren Diensten bereit.“

„Das ist gut; so hören Sie denn weiter: Ich wünsche, daß Sie mir Alles, was Sie von dem Leben der Frau kennen, welche sich selbst Maria St. Just nennt, erzählen. Ich meine hauptsächlich von der Periode, in welcher sie Europa besucht hat.“

Hammer blickte in des Fragenden Antlitz mit einem gewissen Grade von Neugier, unfehlbar dieses oder jenes in dem leidenschaftslosen Ausdruck Granger's zu lesen. Dann schlug er seine Augen nieder und antwortete:

„Eines oder Anderes, was ich Ihnen erzählen kann, sollen Sie wissen.“

„Lassen Sie mich Alles und Jedes wissen,“ sagte Mr. Granger, zündete sich eine Cigarre an, und bereitete sich vor, aufmerksam zu hören.

„Sie sagten, wenn ich nicht irre, vorhin Einiges über gewisse Zahlung — —“ sprach Mr. Hammer, seinem Freunde die Antwort in den Mund legend.

„Allerdings,“ antwortete Granger, zog sein Portefeuille aus der Tasche, zählte hundert Dollars

ab und legte ſie auf den Tiſch. „Wird das genug ſein?“

„Ich weiß nicht — ich denke — —“ antwortete Mr. Hammer, wie es ſchien, etwas enttäuſcht.

„Machen Sie nur vorwärts, ich werde die Summe verdoppeln.“

„Reden Sie doch davon nicht; ich werde indeß gleich beginnen.“ Mr. Hammer nahm ſeinen Sitz ein und fing an zu erzählen:

„Vor etwa ſiebenzehn Jahren, wie Sie wiſſen — ich meine, ich hätte früher ſchon davon geſprochen — war ich ein Bewohner der Crescent City,*) woſelbſt ich daſſelbe anſtändige Geſchäft, welches ich hier führe, betrieb, nur mit dem Unterſchied, daß mehr dabei abfiel. Die Räumlichkeit in den oberen Etagen des Gebäudes, welches ich gemiethet hatte, nicht bedürfend, dachte ich meine Einkünfte zu verbeſſern, wenn ich dieſelben unten vermiethete. In Anbetracht deſſen heftete ich ein Placat in mein Ladenfenſter, worauf ich ſchrieb, daß eine Reihe von paſſenden Apartements bei mir zu vermiethen ſei. Die Zahl der Nachfragenden war maſſenhafter, denn auserleſen; und es war doch natürlich, daß ich als reſpectabler Mann auch

*) New-Orleans.

nur respectable Bewohner wünschte. Da eines Tages kam eine junge Dame, und, ich sage Ihnen, eine hübsche dazu; sie führte einen kleinen Knaben, so im Alter nicht über drei Jahre, an der Hand und fragte mich, ob sie die Zimmer sehen könne. Sie war zufrieden mit jedem Umstande; ihr gefiel die Lage, ihr gefielen die Zimmer. Der Handel ward auf der Stelle abgeschlossen, denn natürlich, ich war damals jünger, als ich jetzt bin, und ich nahm ihr Gesicht als Bürgschaft für meine Rente."

„Das war liebenswürdig, aber grün, lieber Hammer," wandte Granger ein.

„Ich stimme vollständig mit Ihnen überein," erwiderte Mr. Hammer, und fuhr dann in seiner Erzählung weiter fort. „Sie stellte sich mir selbst als die Wittwe eines französischen Sängers, Tänzers oder eines Mannes von der Sorte vor. Sie nannte ihn wenigstens einen Künstler, mit Namen Gautier. Noch an demselben Abend waren alle ihre Möbeln herbeigeschafft, und meine Dame nahm Besitz von ihrem neuen Quartier.

„Was es eigentlich für eine Bewandtniß mit dieser Dame hatte, kann ich Ihnen nicht sagen; nur das ist gewiß, daß von diesem Augenblick mein Geschäft sich auffallend hob und ich darauf angewiesen war, gerade diese Zeit zu benutzen

und einen großen Theil meiner Aufmerkſamkeit der neuen Bewohnerin meines Hauſes und ihren Freunden zu widmen. Es waren ihrer eben nicht viele, aber ſehr beſtändige Freunde, und nur Einer unter ihnen ſchien immer willkommen zu ſein; er kam natürlich auch am Meiſten. Er war ein Mann von höchſtens fünfzig oder fünfundfünfzig Jahren, und gerade nicht vom Beſten conſervirt. Aber abgeſehen davon, er war ein Mann von großem Reichthum, das hatte ich entdeckt, und es war beſtimmt, daß er ſtets bereit war, für der jungen Wittwe Beſtes Alles hinzugeben.

„Eines Tages, nachdem Madame Gautier ſchon über einen Monat bei mir gewohnt hatte, dachte ich, ich wollte mir die Freiheit nehmen, ſie anzuſprechen, um ihr meinen Reſpect zu beweiſen; gleichzeitig wollte ich ſehen, welche Ausſicht ich auf die Zahlung meiner Rente haben dürfte. Zu meinem Erſtaunen theilte ſie mir mit, daß ſie im Begriff ſtehe, in einer Woche zu heirathen, und zwar ihren ziemlich bejahrten Bewerber, Mr. St. Juſt, und daß, ſobald die Heirath vollzogen ſein würde, ſie nicht nur ihre Schuld, vielmehr das Doppelte zahlen werde.

„Dies Alles erſchien ganz ſchön und recht. So unterließ ich denn nicht, ihr zu danken, gra-

tulirte zu ihrem neuen Verhältniß, und wünſchte ihr Glück und langes Leben. Da ſollten Sie aber geſehen haben, was für ein Blitz aus ihren dunkeln Augen ſtrahlte, als ich von Glück ſprach. Es war klar und deutlich zu ſehen, ſie erwartete kein ſolches. Ich kehrte alſo in mein Geſchäftslocal zurück und dachte gerade über das, was ich gehört hatte, nach, als ich plötzlich einen Fremden bemerkte, einen düſter wild ausſehenden Mann, der da umherſtreichend jeden Winkel ausmißt und jede Ecke ausſpäht. Es war Abend und ganz dunkel, und ſeine Geſichtszüge konnte ich nicht erkennen. Als ob übrigens ſeine Beobachtungen zu ſeiner Zufriedenheit ausgefallen, trat er in die Thür, die zu den oberen Apartements führte. Wie dieſe Umſtände ſo alle zuſammentrafen, erſchien mir das Ding ſehr auffallend; ich befeſtigte die Thür meines Locals mit aller Vorſicht und begab mich hurtig in mein eigenes Schlafzimmer, welches von der hübſchen Wittwe Parlour durch eine leichte Verſchlagwand getrennt war. Als ich dieſe Wand herſtellen ließ, hatte ich eine kleine Oeffnung darein gebohrt, zu klein, um bemerkt werden zu können, aber groß genug, um jedwedes wahrzunehmen, was in dem anſtoßenden Raume ſich ereignete.

„Ich erreichte mein Observatorium gerade in dem Augenblick, als dieses widerwärtig aussehende Individuum in den Parlour eintrat. Er that das, beiläufig gesagt, unangemeldet. Madame Gautier blickte erstarrt, und obgleich sie wie ein Steinbild erschien, umklammerte sie ihr Kind mit ihren Armen und preßte es an's Herz, gleich als müsse sie es schützen vor drohender Gefahr; dann wie von einem Gespenst sich abwendend, sank sie schluchzend rückwärts auf's Sopha nieder. Der Knabe, der von einer entsetzlichen Furcht erfaßt wurde, schmiegte sich eng an den Hals der Mutter und erdrückte sie fast mit seinen kleinen Armen.

„Der Mann, dessen Erscheinung mich mit einer so vorgefaßten Meinung erfüllt hatte, stand mit untergeschlagenen Armen da. Ein gebieterischer Seitenblick schoß aus seinem fahlen Angesicht, und einen oder zwei Momente bewachte er die beiden vor sich stehenden Wesen, wie es schien, sich weidend an deren entsetzlichem Angstgefühl. Endlich begann er zu sprechen, aber nur in französischer Sprache, von der ich natürlich nichts verstand, als nur dann und wann ein mir bekanntes Wort. Ich hörte deutlich, wie die Dame den Fremden „Gautier" nannte, und schloß daraus,

daß er der Gatte dieſer Frau ſei, den ſie für todt ausgegeben hatte. Ich beobachtete und lauſchte eine lange Zeit, und ſah zu meinem Erſtaunen nach einer kurzen Weile, wie ſie dem Fremden erlaubte, einen Platz an ihrer Seite auf dem Sopha einzunehmen und ſie zu küſſen, ja, und wie endlich der Knabe, vielleicht durch das Beiſpiel der Mutter zutraulich gemacht, ihm geſtattete, ihn zu liebkoſen.

„Hierauf folgte nun bald eine andere ſtürmiſche Scene. So viel ich wahrnehmen konnte, wünſchte der Vater das Kind mit ſich hinwegzulocken, und zu meinem nicht geringen Erſtaunen leiſtete die Mutter in dieſem Punkt keinen Widerſtand; vielmehr lullte ſie den Knaben in den Schlaf, legte ihn in des bleichen Mannes Arme, bedeckte ihn mit ihren Küſſen und ließ ihn dann mit hinwegnehmen. — — Kaum war der letzte Ton von den Fußtritten des fremden Mannes auf den Treppenſtufen verhallt, da ſank das Weib auf ihre Kniee nieder und brach in eine entſetzliche Fluth von Thränen aus.

„Jetzt triumphirt er!“ ſagte ſie in Engliſch, „aber Geduld, meine Zeit kommt noch. Heute gebe ich mein Kind dahin, um morgen es wieder zu haben für immer. Alphons Gautier! ich habe

genug erduldet. Du ſchwurſt, nimmermehr meinen Pfad zu durchkreuzen; Du haſt Deinen Schwur gebrochen; ich traue Dir niemals wieder.

Gerade in dieſem Moment wurde ich durch das Geräuſch von einigen Perſonen, die an der Thür meines Geſchäftslocals waren, geſtört. Sie wünſchten eingelaſſen zu werden, und ſo verließ ich meinen Poſten, und eilte hurtig hinunter. Es war ein Geſchäftskunde, welcher Looſe kaufte, im Werth von zehn Dollars. Die Nacht brachte Glück, denn Fortuna war ſeitdem mit mir für immer.

„Ihr könnt glauben, daß ich am folgenden Abend dem Gautier auspaßte, denn gerade, wie ich es geahnt hatte, kehrte er wieder, aber ohne das Kind. Nun, dachte ich, das wird ein ſchöner Tanz werden. Eiligſt ſchloß ich meine Ladenthür und begab mich auf meinen Obſervationspoſten. Ich hatte mich in meinen Vorausſetzungen nicht getäuſcht, denn die erſte Frage, die das Weib an den Eintretenden richtete, war: „Wo iſt mein Kind?" Des Mannes Antwort, in franzöſiſcher Sprache, hatte eine ſolche Wirkung, daß ſie vor ihm niederfiel und ſeine Kniee umklammerte. Er war hart und unempfindlich, machte ſich gewaltſam von ihr los und ging zu einem Tiſche, auf

dem ein Glas Waſſer ſtand. Sein Blick und ſein Weſen nahmen von dieſem Augenblick einen ſo wilden Ausdruck an — ſo grimmig und wüthend — daß ich zu fürchten anfing, er werde ſeinem Weibe ein Leides anthun. Ich öffnete darum die Thür meines Zimmers und hielt mich bereit, jeden Augenblick, wenn es nöthig, ihr zu Hülfe zu kommen. Wie ich eben ſagte, nahm er das Glas, aber bevor er es an die Lippen ſetzte, ſchüttete er ein feines, weißes Pulver hinein. Ehe ſein Weib noch im Stande war, daſſelbe ihm vom Munde hinwegzureißen, hatte er den Inhalt bis auf die Neige ausgetrunken. Nun folgte eine Scene, die ſchwer zu beſchreiben iſt. Es erwies ſich zu bald, daß er tödtliches Gift genommen, denn er rang bereits auf dem Boden im Todeskampf und erfüllte die Luft mit ſchrecklichem Wehgeſchrei. Sein Weib ſprach abwechſelnd Engliſch und Franzöſiſch, dann in beiden Sprachen gemiſcht mit ihm; ſie beſchwor ihn, ihr zu ſagen, wohin er ihr Kind gebracht habe! Er war und blieb ſtille; — dann rang er noch einmal nach Athem, fiel in einen furchtbaren Krampf und gab in demſelben ſeinen Geiſt auf. Ich dachte, nun ſei es Zeit für mich, nach dieſer entſetzlichen Handlung zu erſcheinen. Ich trat an die Thür,

ſie war von innen verriegelt. Die Kraft meiner Schultern benutzend, hob ich die Thür aus ihren Angeln und ſtand, ehe ich es ſelbſt wußte, vor der erſtaunten Madame Gautier.

„Um den Inhalt der langen Geſchichte kurz zu geben, dachte ich, da iſt eine gute Gelegenheit zu einer kleinen Privatſpeculatian für mich ſelbſt. In Folge deſſen nahm ich eine bedenklich ernſte Miene an und erklärte Madame Gautier für die Mörderin ihres Ehegemahls. Nie, in Ihrem Leben Mr. Granger, ſehen Sie — und ich will hoffen, ich werde es niemals wieder ſehen — ſolch einen Schrecken und ſolch eine Verzweiflung, als in dieſem Augenblick in dem Geſicht der Frau ſich ausdrückte. Nachdem ich dieſe Beſchuldigung gegen ſie ausgeſprochen hatte, zählte ich langſam und mit Vorbedacht ihr alle die Gründe auf, die gegen ſie könnten vorgebracht werden. Eine Zeit lang that ich, als ob ich den Betheuerungen ihrer Unſchuld gar kein Gehör geben wollte; — zuletzt aber ſiegte mein gutes Herz, und ich verſprach meinen Mund zu halten, ſo wie bei der Fortſchaffung des Leichnams und bei der Auffindung des Knaben ihr behilflich zu ſein. Gerade zur rechten Zeit, als ſie verſprach, Alles und Jedes zu thun, was ich wollte, fiel mir ein, daß

ſie bald die Frau des Millionärs werden würde; ich wußte übrigens, daß ich größere Sicherheit denn Verſprechungen in der Sache ſelbſt, die ich begonnen, hatte, und vertraute meinem Glück, eine unerſchöpfliche Goldmine und unfehlbare Quelle von Einkünften für die Zukunft mir vorbereitet zu haben. Ich wußte, daß todte Körper für anſehnliche Summen verkauft werden konnten, und hatte von Madame Gautier gehört, daß ihr Ehegatte lange Zeit von New-Orleans abweſend geweſen, gänzlich unbekannt in dieſer Stadt ſei, und er aller Wahrſcheinlichkeit nach niemals vermißt werden würde. So beſchloß ich denn, einen intimen Freund von mir, der in dem einträglichen Geſchäft, Leichen zu ſtehlen, bewandert war, um ſeine Dienſte anzugehen. Ich hatte bald meinen Plan mit ihm gemacht, ohngeachtet er, ein gefühlvoller Kauz, mir allerlei impertinente Fragen ſtellte. In der Mitternacht, als Alles ſtill war wie der Tod, brachten wir den entſeelten Körper zu ſeiner Niederlage. Wohlan, meine Geſchichte iſt bald auserzählt. Die fremde, geheimnißvolle und ſchöne Frau war eine Woche nach dieſer grauenhaften Begebenheit die Gattin von Herrn St. Juſt, und faſt in demſelben Augenblick em-

pfing ich von ihr die Summe von eintauſend Dollars für die ihr geleiſteten Dienſte."

„Aber der Knabe, — das Kind!" fragte Eliot Granger, der bis dahin mit der ſchweigendſten Aufmerkſamkeit zugehört hatte, und dem ſehr daran gelegen war, die Fortſetzung der Geſchichte zu vernehmen.

„Ach ja — da muß ich bekennen, nichts ausgerichtet zu haben," erwiderte Mr. Hammer. „Wir ſind Alle ſterblich, und ich hatte mir feſt in den Kopf geſetzt, der Vater müſſe das Kind getödtet haben. Madame St. Juſt kam zu gleicher Zeit mit mir zu dieſem Schluß."

„Da waret Ihr Beide ſehr im Unrecht;" ſagte Granger. „Er lebt! Er lebt und ſeine Identität iſt erwieſen; darum kehrt ſchnell nach ſeiner Vaterſtadt und bringt ihn hierher."

„Was ſagen Sie da zu meinem Erſtaunen?"

„Was wahr iſt!"

„Wie ſind Sie zu dieſer Kenntniß gekommen?"

„Durch Zufall! doch bevor ich Ihnen das erzähle, erklären Sie mir Eins! Warum waren Sie zufrieden mit den lumpigen tauſend Dollars, da Sie dieſe Summe zehnmal haben konnten?"

„Das Vögelchen benutzte ſelbſt die Flügel und flog davon," erwiderte Mr. Hammer. „Ich

hatte das Nachſehen, als ſie nach Europa, Aſien, Kamtſchatka oder was weiß ich, wohin — lief. Eine kurze Zeit hierauf verließ ich New-Orleans, weil mir dort eine zu beſchränkte Sphäre für meine Beſtrebungen geboten wurde, und ging hierher nach New-York, vollſtändig die Ausſicht auf mein verheißenes Golconda aus den Augen verlierend."

„Schwören Sie mir, daß Sie nicht wiſſen, wo der augenblickliche Aufenthalt der Frau jetzt iſt?"

„Ich ſchwöre es; ich wünſchte, daß ich es wüßte!"

„Ich weiß es!"

„Sie wiſſen es?"

„Ja! und nach Ihrer Rückkehr von New-Orleans ſollen Sie es auch wiſſen, vorausgeſetzt, daß Sie ſorgfältig und raſch zu Werke gehen."

Mr. Hammer öffnete Ohren und Augen, ſo weit es nur möglich war. Er wollte gerade anfangen zu ſprechen, als Eliot Granger ihn mit den Worten unterbrach: „Genug für heute! Ich will morgen wiederkommen und Ihnen die endliche Entſcheidung geben. Halten Sie ſich auf den Tag, an welchem der Dampfer abgeht, bereit."

„Ich bin zu jeder Zeit bereit.“

„So iſt es recht! Gute Nacht!“ Ohne mehr Worte zu machen, ging Eliot Granger die finſtere Straße entlang.

Mr. Hammer ſchloß und verriegelte die Thüren hinter ihm. Dann kehrte er in ſein Sanctum zurück und ſprach zu ſich ſelbſt: „Beim Teufel, ich dachte, ich hätte nicht nöthig gehabt zu gehen, denn die Burſchen können nicht arbeiten ohne mich!“ Er ging durch das Zimmer und ließ den Vorhang, welcher die geheime Thür verbarg, nieder, und in dem Augenblick, als er es that, hob das Portal ſich langſam und geräuſchlos aus ſeinen Angeln, und ein Kopf, bedeckt mit einer rothen Mütze, unter welcher eine Maſſe ſchwarzer ſtruppiger Haare hervorkam, die dem düſtern Antlitz mit ſtechenden Augen die unheimlichſten Schatten verlieh, wurde ſichtbar.

„Halloh! Käpten!“ erſcholl eine Stimme, welche von dieſem fabelhaft ausſehenden Weſen ausging. „Wir fangen an zu denken, es geht nicht Alles recht.“

„O, nein, nein, mein Theurer, ſchon Alles recht; ein Fremder beſuchte mich, das war Alles!“ Während Mr. Hammer dieſe beſchwichtigende Antwort gab, warf er ſein Morgengewand ab, legte

es zu einem rothen Flanellhemde und einer Kappe von gleicher Farbe. Dann gebot er dem neuen Ankömmling vorauszugehen. Er folgte demſelben durch die geheimnißvolle Thür, welche ſich hinter ihm langſam wieder zubewegte; der Vorhang, gleich wie bei einem Zaubertheater, fiel in ſeine alten Falten nieder.

9.

Der Ball.

Es war für eine faſhionable Abendunterhaltung ſchon ſehr ſpät in der Jahreszeit; nichtsdeſtoweniger aber fand Mrs. Montague ſich bewogen, ihre prachtvollen Salons zu öffnen, um die Saiſon mit einem Eclat zu beſchließen, welcher der „ſchönen Welt" Einiges zu reden gab. Die unerträglich langweiligen Tage und Stunden, die zwiſchen dem Schluß der Saiſon und dem Wiederbeginn derjenigen, wo man in die Bäder eilt, liegen, ſollten dadurch wenigſtens ausgefüllt werden.

Uebrigens iſt ein Feſt im Frühſommer nicht ſo unangenehm; es iſt ſo verlockend, Thür und Fenſter geöffnet zu haben ohne Gefahr, ſich Rheu-

matismus zu holen. Auch ist es reizend, sich bisweilen mit seinem Tänzer oder seiner Tänzerin hinwegstehlen zu können in ein entlegenes Eckchen, in's Conservatorium oder gar in den Garten, um der süßen Ruhe nach so einem Dutzend Walzer und Polkas zu genießen, und dann wieder eben so frisch und schön zurückzukehren in den Kreis der jungen, in New-York so beliebten Germanen. —

Kurz, Mrs. Montague's Salons waren mit einer wahrhaft brillanten Menge gefüllt. „Jedermann war da!" wie man zu sagen pflegte.

Alte und junge Mägdlein in den buntesten Reihen schwebten in Ballgewändern von leichtem duftigem Gespinnst mit mehr denn zauberhaftem Glanze durch die erleuchteten Räume; schwarz befrackte, weiß cravattete Herren waren beinahe verloren in diesem Meer von Schönheit und Wonne. Hier eine kleine reizende Coquette, die all' ihren Zauber auf einen Kreis von Bewunderern ausübt, die bald diesen, bald jenen eifersüchtig macht und dann alle zusammen auslacht. Dort gerade gegenüber eine ältliche Dame in gelbem Brocat und weißen Federn, die noch keinen Mann je beglückt hat, mit ihren längst gereiften Reizen; wie sie die vorwitzig jungen Kinder verhöhnt und

ihnen ſagt, daß ihr Platz in der Bewahranſtalt ſei, — wie ſie dem alten Hageſtolzen mit ſeinen vielen Rubinen auf der Naſe zu verſtehen giebt, daß er wohl größere Liebe für Burgunder als für das ſchöne Geſchlecht habe.

Aus den Räumen des Conſervatoriums klangen die Töne der reizendſten Muſik, und Blumen hauchten ihre ſüßeſten Düfte durch die Luft.

Die Schönſte unter alle den hier verſammelten Schönen war unſtreitig Mrs. St. Juſt. Sie war mit ungewöhnlicher Pracht gekleidet und mit einem Brillantſchmuck von großem Werthe geziert. Sie bewegte ſich hin und her in ungezwungener Weiſe gleich einer Königin und mit einem wahren Gefolge von Anbetern.

Die Tänze nahmen ihren Anfang; in den zierlichſten Windungen wickelte ſich das Knäuel der Menge ab und flog wirbelnd durch die Räume. Mrs. St. Juſt, welche für dieſes Mal den Tanz abgelehnt hatte, fand ſich — natürlich durch unerwarteten Zufall — auf einem Sopha ſitzend an der Seite von Harry Warner.

Er hatte Anfangs nicht bemerkt, wer neben ihm ſaß, denn ſeine Augen waren unverwandt auf Margaretha gerichtet, welche alle paar Secunden einmal ihm vorbeigeflogen kam im Tanze

mit Eliot Granger. Jedes Mal nahm er Gelegenheit, ihr einen Blick zuzuwerfen, der zu ſagen ſchien: Das iſt Alles Deine Schuld! Du ſollteſt mich gefragt haben, ob ich tanze."

„Mr. Warner ſcheinen außerordentlich ſchweigſam," bemerkte endlich die liebenswürdige Wittwe. Waren es ſüße oder böſe Träume, die ich ſtörte? Wenn ſüße, — ſo bitte ich um Entſchuldigung und ich werde ſchweigen, damit Sie den ſeidenen Faden Ihrer Gedanken weiterſpinnen können; wenn bitter — ſo werde ich verſuchen, ſie zu verſcheuchen."

Mr. Warner wendete ſich zu der ſchönen Frageſtellerin mit einem Lächeln. „Verzeihen Sie mir," ſagte er, „daß ich Sie nicht ſah! Wie unartig Sie mich halten müſſen."

„Das eben nicht! Aber warum tanzen Sie nicht?"

„Ich möchte dieſelbe Frage an Sie richten."

„Ich bin nicht wohl!"

„Ich muß es glauben, wenn Sie ſo ſagen; aber Ihr Ausſehen ſtimmt mit Ihren Worten nicht überein."

„Sie ſchmeicheln."

„Iſt es Schmeichelei, die Wahrheit zu ſagen?"

„Ja, und dazu der gefährlichſten Art."

„Warum das?“

„Sagen Sie einer häßlichen Frau, sie sei schön — der erste Spiegel, dem sie vorüberschweift, wird ihr anvertrauen, daß es unwahr, was ihr gesagt war, und sie selbst wird sich sagen: der Mann ist ein Schmeichler. Aber machen Sie dieselbe Bemerkung einer Frau, welche einige Ansprüche auf Schönheit hat, und sie wird denken, wenn sie ihre Reize in dem Spiegel mißt: Wie offen und wahr er ist!“

„Was für eine Philosophin Sie sind!“

„Man wird wohl zur Philosophie gezwungen in New-York!“

„Mehr als in New-Orleans?“

„O ja, doch nur in dem Verhältniß, als die eine Stadt der andern als solche ähnlich sieht. Aber wie zerstreut Sie sind!“

Und in der That, die Wahrheit zu sagen: Mr. Harry Warner's Gedanken galten nicht seiner schönen Gesellschafterin; seine Aufmerksamkeit war allein auf die tanzende Margaretha gerichtet und, so weit seine Augen auch reichen konnten, nach allen Gegenden hin, er sah sie nicht. Lauschte sie den falschen Worten Eliot Granger's? O, dieser Gedanke machte ihn rasend, und wie er sich auch sträubte, die Eifersucht gewann augenblicklich

Herrſchaft über ihn. Denjenigen, welcher liebt, wollte ich ſehen, der dieſe Empfindung bemeiſtern kann! Ich für meinen Theil nehme keinen Anſtand zu behaupten: „Liebe kann nicht ſein ohne Eiferſucht.“ Eiferſucht iſt ein Theil ihres Weſens; und ich meine, man könnte nicht halb ſo innig lieben, wenn man nicht dann und wann die ſüßen Qualen der Eiferſucht empfindet; ich will damit nicht ſagen, daß ſie uns elend machen ſollen, aber gerade ſo viel Leiden ſollen ſie uns zu koſten geben, auf daß uns bewußt werde, wie tief die Leidenſchaft unſerer Liebe iſt.

Mr. Warner's Aufregung wurde in dieſem Augenblick etwas beruhigt. Zu ſeiner Genugthuung erblickte er Mr. Granger, wie er gerade quer durch den Salon ſchritt und, mit vieler Mühe die Maſſen von Seidenroben und Crinolinen bewältigend, die Richtung nach ſeinem Platze zu nahm.

„Es iſt mir ſehr leid, ein ſo angenehmes tête-à-tête ſtören zu müſſen;“ begann Eliot Granger mit einſchmeichelndem Tone, dann ein wenig zögernd beugte er ſich über die ſchöne Wittwe, indem er die Hand auf der Sophalehne ruhen ließ, und fuhr fort: „Aber ich bin beauftragt von einer gewiſſen jungen und liebenswürdigen Dame, ihr Mr. Warner zuzuſenden. Sie

klagt ihn an, daß er in vorbedachter und böslicher Absicht sich ihren Fächer angeeignet habe, nicht nur zu seinem persönlichen Nutzen und Bedarf, sondern um keck und verwegen uns damit in's Antlitz zu wehen."

Harry lachte und gestand sein Verbrechen ein. Dann eilte er, ihre Vergebung bei Rückgabe des gestohlenen Gutes zu erlangen. Zu ihrem nicht geringen Kummer ließ Mr. Granger sich auf den Platz, der eben leer geworden, zur Seite Mr. St. Just's nieder.

„Haben Sie Margaretha Temple diesen Abend schon gesehen?" fragte Granger. „Sie sieht sehr hübsch aus."

„Allerdings sah ich sie," antwortete Mr. St. Just scharf, „und wenn Harry Warner sie gesehen hätte, wo ich sie gesehen habe, er würde ihr nimmermehr erlaubt haben, nur noch einen Augenblick zu verweilen."

„Und wo war das?" fragte Granger kalt.

„An Ihrem Arme!" antwortete die Dame.

„Welch ein Glück für Warner, daß er in Ihr Geheimniß nicht eingeweiht ist," antwortete Granger unbewegt.

„Und warum?"

„Weil er dann anständiger Weise nicht anders

könnte als mich fordern; ich würde in dieſem Falle genöthigt geweſen ſein, auf ihn zu ſchießen — vielleicht ihn zu tödten.“ Aus ſolch ſchlagenden Beweisſtellen konnte die Dame ſich ihre Schlüſſe ziehen, und Eliot Granger fuhr fort, wie in Gedanken, doch hörbar zu reden: „Es bedarf übrigens des Blutes nicht, ich werde ſie ſchon ohne das erlangen.“

„Wen erlangen?“

„Margaretha Temple! Habe ich Ihnen nicht erzählt, daß ſie mein Weib werden wird!“

„Sie ſpielen ein verzweifeltes Spiel!“

„Ja wohl, aber mit Erfolg und — mit Ihrer Hülfe.“

„Rechnen Sie nicht auf mich; ich waſche meine Hände rein.“

„Das iſt ſehr leicht zu ſagen, aber ich denke, nicht ſo leicht zu thun,“ antwortete Granger mit beißender Satyre.

„Hören Sie mich, Eliot Granger,“ ſagte die Dame mit großer Energie. „Ich bin nicht Teufel durch und durch — obgleich Sie zu denken ſcheinen, daß ich es bin. Sie haben das Geheimniß meiner Liebe zu Harry Warner errathen; aber wiſſen Sie, es iſt eine reine und heilige Liebe. Verachten Sie ſie, wenn Sie wollen; ich erwarte

ſogar, daß Sie es thun, aber wiſſen Sie auch, daß ich es verachte, den Geliebten um den Preis einer unſchuldigen Nebenbuhlerin zu gewinnen! Ich werde Sie nimmer in Ihren verabſcheuungswürdigen Plänen unterſtützen! Das mögen Sie wiſſen — nun mögen Sie thun, was Sie für gut finden."

„Marie, Sie ſcherzen!" antwortete Granger, und bog ſich vertraulich über ſie. „Zuerſt denken Sie und dann reden Sie."

„Ich habe gedacht!" ſprach ſie, „und je mehr ich denke, je mehr haſſe und verabſcheue ich mich ſelbſt, daß ich ſo lange Ihre Sclavin war. Wehe, wehe dem weiblichen Herzen, welches von dem Gift Ihrer Liebe getrunken hat; es wird ſie durch die Abgründe der Schande führen, wird den Stempel der Sünde auf die reine Stirn prägen, ihren Namen brandmarken und — —"

„Die brillante und bezaubernde Frau, Madame St. Juſt, wie ſchön ſie in dieſem Augenblick iſt," unterbrach Granger, ihren Gedanken fortzuſpinnen verſuchend, deſſen Faden ſie aber ſelbſt wieder abriß, indem ſie von ihrem Sitze emporſprang und rief:

„Nein, ich will es länger nicht mehr hören; ich verabſcheue Sie."

Er zog sie an der Hand und zwang sie auf ihren Sitz zurück. „Weib," sagte er und zum ersten Mal begann die Leidenschaft in seinen Augen wild aufzuleuchten; seine Stimme versagte ihren Ton und er konnte nicht anders als mit einem heisern Geflüster zwischen den Zähnen sich verständlich machen. „Weib! Sie haben mich mit Schmach und Schande bedroht, und werfen mir mein Vergehen vor! Giebt es nichts, was sie zwingt, diesen Schimpf zurückzunehmen?"

„O Gott!" rief sie und versuchte sich von ihm freizumachen. „Alles, was von Ihnen ausgeht, ist verwerflich."

Er hielt sie aber noch immer umschlungen, und zwar in so roher Weise, daß es sie schmerzte. „Ging es auch von mir aus, daß Sie den Giftbecher an Alfons Gautier's Lippen setzten?" fragte er sie mit durchbohrenden Blicken.

Sie wurde bleicher als der Tod und fiel rückwärts auf das Sopha. Ihre Augen begegneten den seinigen. Sie senkte ihre Lider nicht, vielmehr hob sie sie weit auf, um mit festen Blicken ihn anzuschauen, als wollte sie ihn lesen durch und durch; aber sein Gesicht hatte den alten leidenschaftslosen Ausdruck wiederum angenom-

men, und es blieb ſich gleich, ob ſie ihn oder einen Granitblock vor ſich hatte.

„Was wiſſen Sie von dieſem unglückſeligen Alfons Gautier?“ fragte ſie, und ihre Stimme erzitterte, während die Glieder faſt ihren Dienſt verſagten.

„Nichts,“ antwortete Granger mit teufliſcher Ruhe, „als daß er von Ihrer Hand getödtet wurde.“

„Das iſt nicht wahr! Das iſt nicht wahr!“ rief ſie. „Nur ein lebendes Weſen kann Ihnen dieſe Lüge erzählt haben; wo iſt er? wo iſt er?“

„Derſelbe wünſcht gerade von Ihnen zu wiſſen, wo Sie ſind,“ erwiderte Eliot. „Aber in Anbetracht, daß der Friede Ihres Herzens davon abhängig ſei, verweigerte ich ihm die Auskunft; Sie ſehen daraus, wie beſorgt ich für Sie und für Ihren guten Ruf bin.“

Mrs. St. Juſt ſah ihn an mit einem Blick, in welchem ſich alle häßlichen Leidenſchaften der menſchlichen Natur wiederſpiegeln: „Mann!“ knirſchte ſie durch ihre geſchloſſenen Zähne, „Du machſt einen Dämon aus mir! Zittere vor dem Werk Deiner eigenen Hände.“

„Man ſetzte voraus, daß ich mit einem Engel in Verkehr ſtände,“ antwortete Eliot Granger höhniſch. „Aber genug davon! Ich habe von

einem Augenzeugen vernommen, daß Sie Ihren Ehegatten, Alfons Gautier, in dem Frontzimmer der zweiten Etage des Hauses Nr. 100, Olivier-Street, vergiftet haben. Ob Sie schuldig oder unschuldig sind in diesem Falle, das auszukundschaften ist nicht meine Sache, wie Sie wissen. Doch wir können nicht länger darüber sprechen, denn wir werden bemerkt. Es würde gut sein, wenn Sie vor Ihrem Rückzuge ein wenig Roth auflegen könnten; Ihre Wangen sind nicht ganz so blühend mehr, wie vor etwa zehn Minuten."

So redend, erhob sich Granger und verließ Mrs. St. Just, als ein Opfer des Schreckens und des Hasses

„Schwarzer Zauberer!" murmelte sie, „Du hast in dieser Nacht eine Fackel gezündet, die Dich verzehren wird ungeachtet Deiner höllischen Zauberkünste." In demselben Augenblick genehmigte sie den Arm eines Herrn, der sie für den nächsten Tanz aufgefordert hatte; nicht lange währte es, und nach dem wirbelnden Tacte des Walzers flog sie dahin. Man sah während des ganzen Abends keine Augen mehr, welche glänzender, man hörte kein Lachen mehr, welches heiterer geklungen, und keine Unterhaltung, welche brillanter gewesen wäre, als jene Marie St. Just's.

10.

Die Falſchmünzer.

Ohne irgend Jemandem „GuteNacht" zu ſagen, verließ Mr. Eliot Granger die glänzenden Säle Mrs. Montague's. Obgleich es eine warme Nacht war, wickelte er ſich in die reichen Falten ſeines Mantels, ließ ſeinen Wagen vorausfahren, um zu Fuße nach dem untern Theile der Stadt zu gehen. Seine Schritte nahmen die Richtung zu jenen Schlupfwinkeln und Höhlen der Verworfenheit und des Elends, die ſich gerade in dem Herzen der Metropole eingeniſtet haben.

In wenigen Minuten war er vor die claſſiſche Reſidenz des Herrn Harriſon Hammer gelangt. Er hatte ſchon eine ziemliche Weile an die Thür gepocht, bevor er die Genugthuung

hatte, einen Kopf aus dem Fenſter des obern Stocks kommen zu ſehen. Bald vernahm er eine Stimme, die ſich als diejenige des Herrn Hammer zu erkennen gab.

„Wer iſt da, und was wünſchen Sie?“ fragte die Stimme.

„Granger iſt es und wünſcht Sie!“ antwortete Eliot.

Noch ehe er ſich's verſah, war der Kopf aus dem Fenſter verſchwunden und die Thür geöffnet, um ihm Einlaß zu gewähren.

Alsbald war ein Licht angezündet; Mr. Granger befand ſich in Harriſon Hammer's Sanctum und unterhielt ſich mit ihm über ſeine Angelegenheiten.

„Sie werden alſo morgen abreiſen,“ ſagte er; „hier iſt ein Billet für Ihre Paſſage und für Ihre Cabine im Boot.“

„Ich bin ganz fertig,“ erwiderte Hammer; „ich warte nur noch auf Ihre Inſtructionen.“

„Sie müſſen vor Allem Oswald Gautier ausfinden.“

„Das wird nicht ſo leicht ſein. Ich verſuchte ſchon Alles.“

„Ihre Bemühungen können jetzt erfolgreicher ſein, da er ein beliebter Sänger im Publicum iſt.“

„Sie erzählen Märchen.“

„Ich erzähle Ihnen Wahrheit.“

„Wirklich! ſo will ich hören.“

„Aber Sie müſſen ihn nicht nur finden, ſondern Sie müſſen auch die vollſtändigen Beweiſe ſeiner Identität herbeiſchaffen, und dann — mit oder ohne Gewalt, gleichviel — müſſen Sie ihn hierher bringen.“

„Aber geſetzt, er weigert ſich und will nicht, wie dann?“

„Dann verrathen Sie ihm das Geheimniß, daß ſeine Mutter hier auf ihn wartet. Aber laſſen Sie dies das letzte Mittel ſein, verſtehen Sie?“

„Ich verſtehe das vollſtändig!“

„Bedenken Sie aber, daß die Beweiſe klar und bündig ſein müſſen. Sie müſſen den Schein der Wahrheit offenbar an der Stirn tragen.“

„Das wird Zeit und Geld koſten.“

„Sie können über Beides unumſchränkt verfügen. Benutzen Sie Letzteres ganz wie Sie wollen, um Erſtere zu gewinnen.“

„Zweifeln Sie nicht, daß für mich Zeit Geld iſt.“

Mr. Hammer ließ unwillkürlich ſeinen Blick nach der geheimnißvollen Thür ſchweifen. Mr.

Granger's Augen folgten demſelben, und ohne ſich einen Anſchein von Neugier zu geben, fiel er ſeinem Genoſſen in's Wort und ſprach:

„Sie haben noch andere Geſchäfte neben Ihrem Wechſel- und Bankgeſchäft zu verſehen.“ —

Mr. Hammer ſah ſeinem Gaſte in's Antlitz mit langen und forſchenden Blicken. Dann ſchlug er mit der Hand auf den Tiſch, ſtieß einen furchtbaren Fluch aus und ſagte in einer großen Aufwallung: „Ich glaube, ich kann Ihnen mein Geheimniß anvertrauen?“

„Ich habe Sie nicht aufgefordert, mir zu vertrauen,“ antwortete Granger. „Doch da Sie einmal davon ſprechen, — wenn Sie nicht das vollſte Vertrauen in mich ſetzen, wär' es beſſer, wir hätten ferner mit einander nichts mehr gemein.“

Wie genau kannte Granger ſeinen Mann! wie genau kannte er überhaupt alle Menſchen, und wie ſpielte er mit ihnen, als ob ſie ſeine Puppen ſeien! Er war feſt überzeugt, daß Mr. Hammer noch ein oder anderes Nebengeſchäft betrieb, das kein Taglicht vertragen konnte und in den Augen des Geſetzes ſtrafwürdig erſchien; es mußte ihm daher vor allen Dingen daran liegen, in Beſitz irgend eines Geheimniſſes zu gelangen,

das ihn enger und enger in sein Interesse verwickelte. Seine Wünsche in dieser Beziehung schienen sich alsbald zu erfüllen.

„Mein theurer Mr. Granger," rief Hammer, umfaßte seines Freundes Schulter und zwang ihn, sich in seinen Stuhl zurückzulehnen. „Ich wollte eher mir selbst mißtrauen, bevor ich Ihnen mißtraute, und um Ihnen dafür einen Beweis zu geben, will ich Ihnen Etwas zeigen, was Sie in Erstaunen setzen wird."

„Wenn es Ihnen recht ist," antwortete Granger mit einer sorglosen Bewegung seiner Hand, so lassen Sie uns erst unsere schwebenden Geschäfte beseitigen. Ich habe einen Wechsel hier von fünfhundert Dollars auf eine Bank in New-Orleans." Indem er so sprach, nahm er sein Portefeuille aus der Tasche, zog ein Papier heraus und händigte es Herrn Hammer ein. „Und dieses hier," sprach er weiter, „benutzen Sie, wenn Sie es nöthig haben für nicht vorausgesehene Ausgaben," damit schob er ein Päckchen mit Banknoten über den Tisch, welches etwa hundert Dollars enthalten mochte.

„Sie sind sehr gütig und in der That sehr aufmerksam"; sagte der glückliche Empfänger und strich das Geld in seine Börse. „Seien Sie ver-

ſichert, daß ich Alles thun werde, was in meinen Kräften ſteht, Ihre Wünſche zu erfüllen."

„Finden Sie es nöthig, mir Nachricht über dieſes oder jenes zu geben, ſo dirigiren Sie Ihre Briefe an meinen Bankier, „Nro. ** Wallſtr." Mit dieſen Worten erhob Mr. Granger ſich von ſeinem Sitz, indem er fortfuhr: „Gute Nacht denn; ich werde Sie morgen noch vor der Abfahrt des Dampfers ſehen. Sollte ich etwa noch Triſtiges zu bemerken haben, ſo werde ich es in einem Briefe thun, den ich Ihnen einhändigen kann. Es iſt nicht gut, wenn wir öffentlich viel mit einander ſprechen."

„Ich verſtehe, ich verſtehe," war die Antwort Hammer's; dann warf er einen Blick auf die geheimnißvolle Thür und ſprach: „Und nun, wenn Sie Muth haben, ſollen Sie in meine Kunſt eingeweiht werden."

„Muth, Muth?" wiederholte Granger, „ich wünſchte kennen zu lernen, was ich fürchten ſollte."

„So folgen Sie mir denn und Sie werden Gelegenheit finden, es kennen zu lernen," ſprach Hammer; „bedenken Sie aber, fuhr er fort, „ſobald Sie die Schwelle dieſer Thür überſchritten haben, ſind Sie einer der Unſrigen."

„Voran denn, Sie erregen meine Neugier," antwortete Eliot.

„Es sei! ich will sie befriedigen," sprach Mr. Hammer, durchschritt das Zimmer und berührte eine Feder, worauf die schwere Thür sich langsam in ihren Angeln bewegte und nichts Anderes aufschloß, als eine undurchdringliche Finsterniß.

Granger zögerte; er war von Natur ein furchtloser Mann, und er wünschte vor allen Dingen, den Wicht Harrison Hammer in seine Gewalt zu bekommen, aber um das fertig zu bringen, mußte er sich erst in die seinige begeben. Auch erwachte der Gedanke in ihm, ob es nicht besser sei, Hammer da unten in dem unterirdischen Gewölbe für immer zu begraben, als ihn am Leben zu lassen. Beabsichtigte Hammer ihn um's Leben zu bringen, auf daß sein Tod ihm eine glänzende Zukunft eröffne? „Pah" — dachte Granger, indem er Hammer winkte, daß er ihm zu folgen bereit sei, „er wird mir den Kopf nicht abschneiden."

Sie passirten ein fabelhaftes Portal, das auf ein, dem Fremden unverständliches Commando geräuschlos sich aufschloß und sie in die Dunkelheit einließ.

„Geben Sie mir Ihre Hand, Mr. Granger, und dann treten Sie nur zuversichtlich zu, es ist

hier Alles in Ordnung.“ Mr. Hammer tappte mit ſeinen beiden Händen in der Dunkelheit umher, bis er endlich die Hand ſeines Gefährten erfaßte.

„Vorwärts!“ ſagte Granger.

Ohne ein Wort zu reden, gingen ſie weiter durch einen, wie es ſchien, ſehr engen Gang, der faſt unbemerkbar in die Tiefe führte. In einer gewiſſen Entfernung begann ein rothes Licht zu ſcheinen, welches glänzender und immer glänzender bald die Umriſſe ſeines Führers und die rohen Wände, die ihn umgaben, beleuchtete.

„Wohin wollen Sie mich denn führen?“ fragte Granger, und leiſes Mißtrauen begann trotz ſeiner Philoſophie ſich in ſeinem Innern zu regen.

„Noch einen Augenblick, dann werden Sie ſehen“ antwortete Hammer, und die ſteinernen Züge ſeines Geſichts erſchienen doppelt widerwärtig in der Beleuchtung jenes rothen flackernden Lichtes.

Sie gingen Beide weiter, da plötzlich ſprach Mr. Hammer mit einem kaum vernehmbaren Geflüſter:

„Da höre ich Tritte hinter uns, ducken Sie ſich nahe zu mir, damit Sie nicht geſehen werden,

denn ſollten die Geſellen Sie unvermuthet hier finden, ſo dürfte Ihr Kopf in Gefahr ſein, ungeachtet der Gegenwart ihres Hauptmanns."

„Was meinen Sie damit?"

„Sie werden ſchon ſehen."

„Bedenken Sie, daß ich niemals unbewaffnet bin. Sehen Sie, ich nehme den Revolver aus der Taſche und lege den Finger an den Drücker. Auf das erſte Zeichen einer Gefahr für meine Perſon ſind Sie des Todes." Während Eliot Granger alſo ſprach, that er, wie er ſagte, und hielt ſich in einer gewiſſen Entfernung bereit.

„Nicht ſo furchtſam, nicht ſo furchtſam," ſagte Hammer, ohne auf die Drohung großes Gewicht zu legen. „Gehen Sie leiſe, aber kommen Sie vorwärts."

Granger folgte ſeinem Führer in einer kurzen Entfernung, bis urplötzlich neben ihm ein weiter Abgrund ſich aufthat, von dem er ſich erinnerte in Räubergeſchichten oder blutigen Melodramen gehört oder geleſen zu haben.

Er befand ſich auf einer ſchmalen Plattform und blickte hinab in eine Art Höhle von etwa dreißig Fuß Tiefe. Die Wände beſtanden aus rohem Gemäuer, und der Boden war gleich der Straße mit Steinen ausgelegt. In der Mitte

ſtand ein Ofen, oder beſſer eine kleine Schmiede, ähnlich jenen, die von den Juwelieren benutzt werden, nur etwas größer. Von ihren glühenden Kohlen ging jener rothe Lichtſtrahl aus, der Granger und ſeinem Gefährten geleuchtet hatte auf dem düſtern Pfade hieher. Um die Schmiede herum ſtanden verſchiedene Amboſe; die Hämmer lagen wie gewöhnlich müßig auf denſelben, und ein halbes Dutzend rußige Kerle in ſchwarzen Hoſen und rothen Hemden lagen theilweiſe auf den Bänken oder auf dem Boden umher.

Von ſeiner Neugier angetrieben, wagte Granger ſich unbemerkt von Hammer weiter voraus, um die volle Ausſicht auf die buntſcheckige Bande zu haben. Sein Gefährte, der ſeine mißliche Poſition noch immer nicht bemerkt hatte, gab gerade in dieſem Augenblick das bekannte Banditenzeichen, einen ſchrillen Pfiff, der in der grauſigen Höhle mehrfach wiederhallte und einen eigenthümlichen Effect hervorbrachte.

Von dem furchtbaren Ton erwachten die Schläfer und ſprangen einer nach dem andern auf. Als ſie den Fremden erblickten, griff ein Jeder von ihnen nach ſeinem Piſtol, welches er im Gurt trug, und unter furchtbaren Schwüren

und Flüchen zielten ſie Alle auf das Herz des Eindringlings.

Mr. Hammer blickte um ſich und über ſein Marmorantlitz fiel eine Todtenbläſſe, als er Granger ſah.

„Hölle und Teufel!“ rief er mit Entſetzen, „ſagte ich nicht, daß Sie ſich an meiner Seite halten ſollten?“

„Warum ſagten Sie mir nicht eben ſo gut von der Gefahr?“

„Da würden Sie eben ſo wenig meine Warnung gehört haben,“ ſagte Hammer. „Jetzt weiß ich nicht, wie ich Sie ſchützen ſoll.“

In dieſem Augenblick erſcholl von unten aus der Höhle ein teufliſches Geheul.

„Schießt ihn nieder,“ rief Einer. „Werft ihn herunter, Käpten,“ ſchrie ein Anderer. „Geht aus dem Wege und laßt uns die Schußlinie frei,“ befehligte ein Dritter, und zu dieſen Worten vernahm man als Accompagnement ein ſcharfes „Knick,“ „Knack,“ welches das Spannen der Hähne an den Gewehren verrieth. Man war zur Execution bereit. —

Hammer ſtreckte beide Hände aus und verſuchte zu ſprechen, aber ſeine Stimme wurde durch das Gekreiſch erſtickt, und ſein Blut gerann

ihm in den Adern. „Keine Gnade! keine Gnade! Nieder mit dem Kerl!“ schrieen sie. „Wir wünschen nicht, unsern Hals nur für Euch in die Schlingen zu stecken, Käpten! Geht aus dem Wege und laßt den Hund sterben.“

„Feuer denn! verfluchte Teufel Ihr!“ rief Eliot Granger. „Aber in demselben Moment, in welchem ein Finger wagt sich zu rühren, feure auch ich!“ Mit diesen Worten ergriff er Hammer an der Kehle und setzte die Mündung des Pistols ihm gerade auf die Stirn.

Mr. Hammer war kein Feigling, aber als der kalte Lauf in Berührung mit seiner erhitzten Stirn gerieth, fühlte er ein eisiges Zucken nach seinem Herzen. „Sie werden mich doch nicht tödten wollen,“ rief er, „lassen Sie mich los, ich sage Ihnen, kein Haar auf Ihrem Haupte soll gekrümmt werden.“

„Befehlen Sie diesen Banditen, daß sie zuerst ihre Pistolen fortwerfen,“ antwortete Granger, „denn ich schwöre Euch, wenn ich sterben muß, werde ich nicht das einzige Opfer sein.“

„Wohlan, so widersprecht dem nicht, was ich sage,“ sprach Mr. Hammer leise. „Es wird schon Alles gut gehen.“

Zu den Gesellen da unten sich wendend, rief er

ſodann im lautern Tone: „Ihr Narren! ſeht Ihr denn nicht, er wünſcht einer der Unſrigen zu ſein. Werft Eure Kolben bei Seite und benehmt Euch wie anſtändige Männer.“

„Will er den Eid leiſten?“ ſtießen ſie Alle mit einem Schrei aus.

„Natürlich will er das,“ antwortete der Hauptmann, „für was Anderes wäre er ſonſt gekommen?“

„Laßt ihn für ſich ſelbſt denn ſprechen!“ bemerkten ſie dringend.

„Ich bin gekommen, um in Euren Bund zu treten,“ rief Granger mit entſchieden feſter Stimme, „ſobald Ihr mir es nur geſtatten wollt! Wenn Ihr übrigens etwas Grütze im Kopf habt, ſo müßt Ihr vorauswiſſen, daß ein einziger Mann allein ſich nicht hieher wagen wird, um Euch etwa zu verhaften. Der könnte eben ſo gut in eine Höhle voll wilder Löwen gehen und erwarten daß die ganze Bande ihm willig und friedlich in die nächſte Menagerie folgen würde.“

„Darin liegt etwas Sinn und Verſtand; komm denn nur heran!“ riefen einladend die Führer der Falſchmünzer, denn aus ſolch „reſpectabeln Künſtlern“ beſtand dieſe mehr als „ehrenwerthe Geſellſchaft.“

„Wollen ihm Gelegenheit geben, Jungens," ſagten ſie und legten mit etwas widerſpenſtigen Geberden ihre Piſtolen bei Seite. Dann trat einer aus der Gruppe mit einer Leiter hervor und placirte ſie an die Stelle, wo Mr. Hammer mit ſeinem Freunde ſtand.

Der Hauptmann verſuchte an derſelben zu ſeiner Bande hinabzuſteigen. Eliot Granger folgte ihm; das geſpannte Piſtol in der Hand, das Geſicht ſcharf gegen ſeine Feinde gewandt, war er zu jedem Angriff bereit.

Als er den Grund dieſer Unterwelt erreicht hatte, ſchaute er mit großem Mißtrauen nach allen Seiten umher und ſuchte nach einem verborgenen Ausgang, der ihn im Falle der Noth aus dieſem Labyrinth, in welches ſeine eigene Unbedachtſamkeit ihn geführt hatte, entwiſchen ließ. Wirklich entdeckte ſein Luchsauge auch bald eine kleine und finſtere Thür an dem äußerſten Ende der Höhle. Ob dieſelbe aber dem Tageslicht oder einer noch tieferen Finſterniß entgegenführte, das war eine Frage, die ſein größter Scharfſinn ihm nicht beantworten konnte.

Während dieſer wenigen Secunden, in denen Mr. Granger ſo ſeine Gedanken beſchäftigten, hatte Mr. Hammer eine ſehr ernſte und wich-

tige Unterredung mit seinen Spießgesellen. So viel schien aus derselben hervorzugehen, daß, obgleich sie in den meisten Affairen seine Oberhoheit anerkannten, sie sich ihr diesmal nicht unterwerfen wollten.

„Den Eid muß er leisten, das hilft nichts," murmelten sie Alle wie im Chore.

„Wenn er zögert, so stirbt er," sprach Einer, während er den wuchtigen Hammer schwang und ihn dröhnend auf den Ambos niederfallen ließ.

„Das ist der Bescheid!" fügte ein Anderer hinzu. „Es ist schon lange Zeit her, seit wir Einen begraben haben; es könnte zur Abwechselung 'mal wieder amüsant sein."

Alle diese angenehmen Bemerkungen, obgleich sie auch mit gedämpfter Stimme gemacht wurden, erreichten das scharfe Ohr Eliot Granger's. Den rechten Mann in's Auge fassend, schritt er fest auf ihn, als das Centrum dieser Gruppe, los, und mit stolz emporgehobenem Haupte und einem Augenstrahl, so scharf wie der Nordstern, und einer Stimme, so streng und grollend wie der Donner, rief er: „Haltet ein mit Eurem Geflüster und Euren Geheimnissen! Bin ich Einer von den Euren oder bin ich es nicht? Wenn ja, so vollzieht Euren Eid! wenn nein, so laßt mich den

Mann unter Euch ſehen, welcher zuerſt zu ſterben wünſcht!“ Bei dieſen letzten Worten erhob er ſeine Waffe.

Dieſe Art und Weiſe erfüllte die Bande gewiſſermaßen mit Ehrfurcht; ſie bewunderte ſeinen Muth, obgleich Manche doch zweifelnd die Köpfe noch ſchüttelten. Indem die Gruppe einen Kreis ſchloß, bereiteten ſie ſich vor, ihn in ihren Bund aufzunehmen.

Die fürchterlichen, gefahrdrohenden Eide, Eide, welche niemals, unter irgend welchen Umſtänden, unter irgend welchen Verſuchungen es auch ſein möchte, gebrochen wurden, binden dieſe Art Verbrüderte auf Tod und Leben an einander. Eine Thatſache, die allen Polizei- wie Civilbehörden New-Yorks wohl bekannt iſt. Der eigentliche Inhalt aber dieſer furchtbaren Gelübde und die entſetzliche Strafe, welche Diejenigen trifft, die ſie brechen, bleiben ewig unbekannt, und ich ſelbſt wollte nicht, wenn ich könnte, ihren geheimnißvollen Vorhang zu lüften wagen.

Es mag hinreichen, bei dieſer Gelegenheit zu wiſſen, daß Mr. Hammer die Eidesformel Mr. Granger vorlas; eine Formel, die das Blut ihm kalt und immer kälter durch die Adern rinnen ließ und ſeine feſten Nerven erſchütterte. Die Bande

der Falſchmünzer nahm darauf einer nach dem andern den ſchweren Hammer von dem Ambos, ſchwang ihn dem Aspiranten über deſſen Haupt, und rief dabei: „Schwör' oder ſtirb!" Plötzlich erregte ein greller Pfiff die Aufmerkſamkeit der Gruppe.

Wie es ſchien, ſchallte ſein Ton von der Richtung jener Thür, die Granger in dem Augenblick des erſten Eintretens entdeckt hatte. Der Eindruck, den er auf die Falſchmünzer hervorbrachte, war ein magiſcher, die Hämmer entfielen ihren Händen, und das leuchtende Feuer im Schmiedeofen erloſch augenblicklich. Eine grauſige Finſterniß herrſchte in der unheimlichen Höhle. Furchtſam im erſten Augenblick taſtete Granger nach ſeinem Piſtol und hielt es feſt in der Hand. Aber in demſelben Augenblick fühlte er die muskulöſe Fauſt eines Andern ihn an den Hals faſſen, und eine Stimme ſprach: „Der Eid wurde nicht regiſtrirt, Du mußt ſterben!" Ehe indeß die Worte noch vollſtändig den abſcheulichen Lippen entwiſcht waren, zuckte Eliot Granger's Finger an den Drücker ſeiner Piſtole. Ein aufblitzender Schein erhellte die Dunkelheit wieder für einen Moment, und ein ſcharfer ringender Knall ließ den Keller tauſendfach wiederhallen, dann folgte ein furchtbar ſtöh-

nendes Aechzen. Die Faust, die Granger's Hals umfaßt hatte, umklammerte ihn immer fester, bis endlich ein todter Körper mit einer furchtbaren Wucht an seiner Seite auf den Boden niederfiel.

Ohne Zögern schritt er alsbald über den hingesunkenen Leichnam weg und tappte in der Dunkelheit vorwärts, bis ihn die befreundete Hand Mr. Hammer's ergriff.

„Ist es Eure?" fragte die Stimme des Mannes mit einem leisen Geflüster.

„Ja; was bedeutet das Alles?"

„Der Pfiff warnt uns vor der Ankunft eines Polizisten; doch es ist jetzt keine Zeit zur weitern Erklärung; folgen Sie mir."

„Das ist leichter gesagt, denn gethan."

„Halten Sie sich fest an meine Hand und folgen Sie ohne Furcht; nur sprechen Sie nicht."

„Gehen Sie vorwärts."

Eliot Granger folgte seinem Führer einen weiten dunkeln Weg entlang; es mochte ungefähr fünf Minuten und länger dauern, bevor es ihm gestattet war, wieder frische Luft zu athmen.

Mit einem Gesicht, das der Erlösung sehnsuchtsvoll entgegengeharrt, beeilte er seine Schritte. Aber kaum war er im Begriff, an die offene Luft zu treten, als Hammer ihn hurtig zurückdrängte.

„Was ſoll das bedeuten?“ fragte Granger im flüſternden Tone.

„Der Ausgang iſt bewacht;“ antwortete Hammer, „wir müſſen zurück.“

„Nimmermehr!“ entgegnete Eliot mit gedämpfter Stimme. „Wie viele ſind da?“

„Drei.“

„Sind ſie bewaffnet?“

„Doppelt und dreifach.“

„Ich habe nur eine einläufige Piſtole; haben Sie eine Waffe?“

„Freilich, aber ſie benutzen würde unſern Untergang herbeiführen,“ antwortete Mr. Hammer. „Wenn Sie entſchloſſen ſind, ein Wagſtück einzugehen, ſo iſt nur ein Weg mit Ausſicht auf Erfolg da.“

„Und der iſt.“

„Sie unverſehens zu überfallen und mit umgekehrtem Piſtol ihnen die Köpfe einzuſchlagen; dann auszukneifen.“

„Sehr gut; ſind Sie fertig.“

„Vollſtändig.“

„Vergeſſen Sie nicht, daß Sie nicht ſchießen dürfen.“

„Nicht einen Schuß.“

Darauf ſchlichen die Beiden hinweg, geräuſch-

los und mit angehaltenem Athem; die drei Polizisten hatten jeder einen Revolver in der Hand. „Sie machen die Sache mit dem Größten ab, und die beiden Anderen überlassen Sie mir;" flüsterte Hammer, und in demselben Moment stürzten sie gleich zweien Panthern auf ihre Beute los. Ehe die Patrouille noch diesen Ueberfall ahnen konnte, lag sie der Länge nach ausgestreckt am Boden, zerhauen und ohne Besinnung.

„Nun vertraut Euren Beinen, rathe ich," rief Hammer mit einem teuflischen Triumph. „Schlagt rechts ein, dann sind wir gerettet!" Ohne auf eine zweite Einladung zu warten, und seine sich angeeignete Grandezza bei Seite setzend, rann Eliot Granger nach der bezeichneten Richtung so schnell, als seine Füße ihn zu tragen vermochten.

11.

Mr. Hammer verläßt New-York.

Ungeachtet der Abenteuer der vergangenen Nacht erhob Mr. Harriſon Hammer ſich ſchon mit der Lerche des frühen Morgens, um nach dem ſonnigen Süden zu ſegeln. Er kleidete ſich mit all' der möglichen Sorgfalt und machte ſeine nöthigen Vorbereitungen zur Abreiſe mit Behutſamkeit, um ſo wenig wie möglich im Publicum noch vorher geſehen zu werden. Was dieſe Reiſe anbetrifft, ſo kam ſie ihm niemals gelegener denn jetzt; ein längeres Verweilen in der Stadt New-York würde ihn jedenfalls der Gefahr ausgeſetzt haben, von der Polizei aufgeſpürt zu werden.

Ungefähr halb zwölf Uhr verließ Mr. Hammer

ohne Furcht ſein häusliches Aſyl, beſtellte ſich einen kleinen Burſchen aus dem gegenüberliegenden Alttrödlerladen, und bürdete auf deſſen ſchwache Schultern ſeinen ziemlich ſchweren Reiſeſack. Der kleine Schalk nahm ihn mit einer anſchaulichen Behendigkeit auf, noch unentſchloſſen, ob er nicht die Gelegenheit benutzen ſolle, mit dem Gepäck davon zu rennen, anſtatt mit dem Sixpens, den ſein großmüthiger Beſitzer als eine noch großmüthigere Belohnung für die gute Beſorgung ſeines beweglichen Eigenthums bis zu der Werfte des Steamers ausgeſetzt hatte, ſich zu begnügen.

Der große Häupling der Falſchmünzerbande hatte zwar eben nicht das allertiefſte Vertrauen zu ſeinem kleinen Employé, in Folge deſſen er jede Bewegung bewachte, die der kecke Raufbold abſeits zu machen geneigt ſchien; nichtsdeſtoweniger aber hatte er die erhabene Intention, ihm ſeinen Lohn mit einem halben „Dime" — der zwar falſch — und einem Cent — der aber vollkommen ächt — auszuzahlen. Die Ausführung derſelben geſchah denn auch mit einer königlichen Miene, nachdem er mit eigener Hand ſeine Güter dem ſichern Verwahrſam des Stewarts vom Dampfer übergeben hatte.

Es war ein wundervoller Morgen; der Him-

mel war unbewölkt, und die Luft balsamduftend, ruhte wie ein leicht gewobener Schleier über der Stadt, welche begrenzt von den scharfen Umrissen tieferer Farbentöne da ausgebreitet lag.

Die Werfte war angefüllt mit einer zahllosen Menge Männer, Frauen und Kinder; Passagiere und Passagiers-Freunde, Carrossen und Karren, Lohnkutscher und Lohndiener — Alles wogte in einem bunten Durcheinander und erschien der Betrachtung eines Fremden gleich den umhergestreuten Loosen der Büchse Pandora's. Solch ein Geschnatter der vielen Zungen in all' den verschiedenen Sprachen der Welt, solch ein Geräusch und Getöse, ein Rollen der Räder und Rennen der Menschen — darüber der schrille Pfiff der Maschine und das Geläute der großen Glocke — — vielleicht der, welcher es je einmal gehört und gesehen hat, macht sich eine Vorstellung davon.

Mr. Hammer hatte sich durch das Gewühl hindurchgedrängt und nun nichts Eiligeres zu thun, als mit stieren Blicken nach seinem Freund und Bundesgenossen sich umzuschauen. Er wußte zwar von dessen vollständiger Befreiung aus den Händen der Polizei, aber er sehnte sich doch, ihn nach der verhängnißvollen Nacht an diesem schönen

Morgen mit eigenen Augen wiederzusehen. Und wirklich, gerade in dem Augenblick, als das Schiffstau durchgeschnitten und der majestätische Dampfer sich langsam und graziös von der Werfte hinwegbewegte, fiel sein Auge auf den Gegenstand seiner Nachforschung.

Angethan mit einem schweren Ueberrock, das Gesicht beinahe ganz verhüllt, stand Mr. Granger an dem Pier und machte eine Handbewegung zum Zeichen der Entdeckung Hammer's. Letzterer beantwortete dieses Signal, indem er seinen Hut in der Luft schwenkte und dazu ein lautes Adieu ausrief.

Seine Stimme war nicht die einzige am Bord, die dieses melancholische Wort vernehmen ließ; in allen Tönen, in allen Sprachen erscholl es von der einen Seite des Bootes nach der andern des Ufers hinüber, von wo aus mannichfaltig ein „Gott geleite Euch!" zurückkam.

Ach, wie manches theure, oft gesehene Antlitz ist hier zu bald aus den Augen verschwunden — wie Viele — Viele — die „auf Wiedersehen" von einander scheiden, sehen sich nimmer wieder. — Die geschäftige Stadt verschwimmt am Horizont in ihren letzten Umrissen; der glänzende Dampfer hat die Gewässer zwischen den Forts längst hinter

ſich und ſticht weit aus in die Fluthen des Oceans.

Und der Ocean — ſtill und ruhig wie ein ſchlafendes Kind lag er da, kaum bewegt von der Brandung der toſenden Räder an dem dahinrollenden Boot. So fern, als das Auge reichte, eine Scenerie von unvergleichlicher Schönheit. Seitwärts das reizende Hochland von Nevaſink, deſſen Spitzen umweht von dem duftigſten Grün, ſcheinen einen letzten, langen, zögernden Blick ihm nachzuſenden; hinter ihm in weiter Entfernung die kaum noch bemerkbaren blauen Hügel New-Jerſeys und vor ihm die unendliche Waſſerwüſte, unterbrochen von den weißen Segeln der Schiffe, welche glücklich ſcheinen, ihre Bahn zu durchlaufen.

Die Sonne neigte ihr glänzendes Antlitz in die Tiefe und ging zur Ruhe in ihr goldſchäumendes Bett; das Dämmerlicht mit ſeinen myſtiſchen Tönen verlor ſich in Nacht. Die Sterne mit ihrem Diamantgefunkel umkränzten den weiten blauen Horizont, bis ſie endlich erbleichten vor dem Glanze des ſich erhebenden Mondes. So von allen Seiten umgeben von den ewigen Schönheiten der Natur, in ſeinem Innern die Contraſte der menſchlichen Natur bergend, verliert der Dampfer ſich in den großen atlantiſchen Ocean.

12.

Mr. Harrison Hammer in New-Orleans.

Ein Morgen in der letzten Hälfte des Monats Juni! Der Himmel war unumwölbt, kein Lüftchen regte sich, und kaum mehr zu überwinden war die fast erstickende Hitze — jene Hitze, die der berühmte amerikanische Maler Church uns so handgreiflich darstellt, wenn sie die Erde überfällt in schrägen Nebelstreifen.

Es war insbesondere für New-Orleans ein heißer Tag, und obgleich Mr. Harrison Hammer die letzten, und gewissermaßen auch die unangenehmsten Jahre seines Lebens in der Crescent-City zugebracht hatte, fand er doch das Wetter so niederdrückend als auch ungelegen für den Zweck seiner Operationen.

Und es war dies ganz natürlich, denn keine Oper war da, welche ihm den Weg gebahnt hätte zur Auffindung des Gegenstandes seiner Nachforschung, und obgleich er selbst für mehrere Tage im St. Charles-Hôtel sich einquartiert hatte, so fand er doch keine Person, die einigermaßen zu seinem Signalement gepaßt hätte. Ein Jeder zwar, wie eine Sache, die sich von selbst versteht, kannte vor allen Anderen den Liebling des Publicums „Oswald Gautier," aber auch ein Jeder wußte eine andere Erzählung über ihn und seine Verhältnisse zu geben. Einige sagten: er ist nach dem Norden gegangen; Andere verbannten ihn nach Europa, wieder Andere ließen ihn eine Tour auf dem Mississippi machen. Alle diese widersprechenden Gerüchte veranlaßten Harrison Hammer zu dem Schluß über Oswald Gautier, daß er ein verständiger Mann sei, der seine Privatverhältnisse selbst ordnete und das Publicum weder in sein inneres, noch äußeres Leben blicken ließ.

Mr. Hammer hatte schon beinahe alle Geduld, ihn aufzufinden, verloren, als er eines Abends in das Theater strolchte und nach langem Herumschauen seinen Sitz nahm, von wo aus er seine Aufmerksamkeit auf das sämmtliche Auditorium richten konnte. Er bemerkte, wie Aller Augen

nur einer Richtung folgten, und zwar der nach einer Privatloge hin, in welche gerade ein hübscher junger Mann eintrat; er mochte vielleicht in einem Alter von zwanzig oder einundzwanzig Jahren sein. Sein Antlitz war bleich, mit großen glänzenden Augen, sein Haar schwarz und seidenweich; sein Schnurrbart hatte dieselbe Farbe und Eigenschaft. Er war in einen einfachen, aber sehr genialen Anzug gekleidet, und wie es schien, war er außerordentlich verlegen bei der Sensation, die sein Eintreten verursachte.

Mr. Hammer stand bald in einem jener kleinen Thürgänge, die nach der Vorhalle führen, fest überzeugt, nunmehr endlich den Gegenstand seines Suchens gefunden zu haben. Er wendete sich zu dem Logendiener und fragte nach dem Namen des Inhabers jener Loge.

„Sie müssen fremd hier sein, wenn Sie nicht einmal Oswald Gautier kennen," antwortete der Mann.

„Ich bin ein Fremder," entgegnete Hammer, „und vor allen Anderen wünschte ich gerade diesen jungen Mann zu sehen, von dem ich so viel gehört habe. Wie jung er aussieht!"

„Ein wahrer Knabe noch," bemerkte der Logendiener; „und doch, er hat nur seinen Mund zu

öffnen, um jeden Abend ſeine zweihundert Dollars einzuſäckeln. Bei Gott! einiges Volk hat Glück!"

Wie Mr. Hammer bemerkte, war ſein neuer Freund einer von Denen, die Alles ausplaudern, was ſie wiſſen; er beſchloß deshalb, Alles von ihm zu erfahren, deshalb ſeine Fragen fortzuſetzen:

„Er iſt noch nicht lange bekannt im Publicum, nicht wahr?"

„Erſt ein Jahr — und mit dieſem merkwürdigen Erfolg. Alles blickt auf ihn," ſagte der Logendiener. „Kennen Sie ſeine Geſchichte vielleicht?"

„Wenn ich ſie kennte, ſo würde ich Sie mit der Erzählung nicht beläſtigen," antwortete Mr. Hammer, und fuhr fort: „Ich bin verteufelt durſtig, und wenn Sie fünf Minuten übrig haben, würde es mir ein Vergnügen ſein, wenn Sie Etwas mit mir nehmen wollten."

Des Mannes Geſicht bewies klar und deutlich, daß es nicht ſeine Gewohnheit war, ſolche Einladungen abzulehnen, und er antwortete verbindlich, obgleich in etwas ungeſchliffener Weiſe: „Well, wenn Sie ein Fremder, ich gebe nichts darum, mit Ihnen um die Ecke zu biegen. Abe!" rief er, ſich an einen zweiten Logendiener wendend,

„Abe! Willſt Du einen Augenblick auf meine Thüren Acht geben, bis ich Dir winke?"

Abe war einverſtanden mit der Uebernahme dieſes ſehr wichtigen Amtes, und Mr. Hammer und ſein neu angeworbener Freund verließen Arm in Arm das Theater.

„Was ſagt Ihr zu einer Flaſche Wein und einem Beefſteak?" fragte Hammer, indem ſie ſich in einer gemüthlichen Reſtauration niederließen. „Ich für meinen Theil hätte jetzt wohl große Luſt dazu; die furchtbare Hitze am Tage läßt Einen nicht ein Bißchen Appetit haben."

„Ich genieße mit Euch," antwortete der Geſellſchafter, überraſcht von der großen Generoſität ſeines Gaſtfreundes. „Ich denke nicht, daß ich vermißt werde, und wenn es iſt, ſo macht's auch nichts." — Alſo ſprechend, folgte er in ein Privat-Apartement, und es währte nicht lange, da befanden ſich Beide in der angenehmſten Unterhaltung miteinander.

Mr. Hammer ſpielte auf die verſprochene Erzählung nicht wieder an, bevor er nicht den Grund der zweiten Flaſche „Heidſick" geſehen hatte. Er nahm Gelegenheit, ſeines Gaſtes Glas jedesmal zweimal zu füllen, während er das ſeinige einmal leerte, und endlich begann er, indem er eine Ci-

garre anzündete und sich nachlässig in seinen Stuhl zurücklehnte.

„Sie sagten vorhin Einiges über diesen Gautier?“

„Ja, ja, so war es,“ antwortete er, „wenn ich mich recht erinnere, versprach ich, von ihm zu erzählen; that ich's nicht?“

„Wenn ich recht verstanden, so thatet Ihr's,“ entgegnete Hammer, und stemmte seinen Fuß gegen die Wand, auf den Hinterbeinen des Stuhles im Gleichgewicht schwebend.

„Recht so, recht so! Ich kenne Keinen, dem ich lieber von ihm erzählte; Ihr seid ein prächtiger Kerl, das seid Ihr!“ und seinen Freund nachahmend, nahm er eine angezündete Cigarre, that einen oder zwei Züge, und begann also:

„Seht, mein theurer Sir, ich bin bekannt mit den Verhältnissen dieses Theaters seit zwanzig Jahren, und das ist der Umstand, daß ich den kleinen Gautier von Kindesbeinen an kenne. Wenn ich mich recht erinnere, so ist er, was man so sagt, „keines Mannes Sohn.“ Zuerst trat er auf als Mündel von einem Vater Joseph Fontinac. Als Mündel, Ihr versteht, als Mündel!“ und der ehrenwerthe Herr Logendiener legte seinen Finger bedeutungsvoll an die Nase und lachte

unmäßig, ſo unmäßig, daß er ſich genöthigt fand, den Reſt der Flaſche auszutrinken, bevor er ſeine Erzählung fortſetzen konnte.

„Vater Joſeph," fuhr der Mann fort, „war — und iſt in der Sache immer noch — ein Erzjeſuit; er beabſichtigte ſeinen Zögling in derſelben ehrſamen Schule großzuziehen, die er genoß, und placirte ihn zu dieſem Zwecke in das Chor der Kathedrale. Daſelbſt war es, wo von ſeiner wundervollen Stimme zuerſt Notiz genommen wurde; es wurde daher nach und nach Mode, in die Kathedrale zu gehen, um Gautier ſingen zu hören, ſo wie es jetzt Mode iſt, in die Oper zu gehen und ihn wieder zu hören. Der Bube, wie es ſcheint, hegte großen Widerwillen gegen die Kirche und die Kirchenmänner; er ſah zu ſcharf die ganze Maſchinerie hinter der Scene, und als der hochwürdige Jeſuit ihm die Erlaubniß, das Kloſter zu verlaſſen, verweigerte, verließ er es ſchnell ohne des Hochwürdigen Erlaubniß. Sie verſuchten Alles, ihn wieder zu bekommen, ſchon allein um die Einkünfte der alten Kathedrale, die durch den häufigen Beſuch um ein Bedeutendes vermehrt wurden, zu ſichern — denn nach ihm hatte das fleißige Kirchengehen faſt gänzlich aufgehört. Es erfolgte ein Proceß mit dem

Unternehmer der großen Oper, Mr. ***, der aus Freundschaft, oder beſſer aus Intereſſe, ſeine Sache vertrat. Die Mönche indeß hofften zu triumphiren. Mr. *** ſah in Gautier eine Quelle großen Reichthums, und er ſuchte den Knaben zu bewegen, für ihn ein Jahr zu ſingen, wohl zu merken für ein geringes Salair, ſo etwa für zweitauſend Dollars, wie ich denke. In dem Fall, daß er in der Gunſt des Publicums erfolgreich ſei und ſeine Talente und Mittel ihm widme, wollte er ſein Vermögen und ſeine Stellung benutzen, ihm glänzend beizuſtehen. Der vollſtändige Triumph des Sängers war das Reſultat. Oswald hatte die Mönche verlaſſen mit leichtem Herzen und noch leichterer Börſe, und wenn ich es recht beurtheile, ſo glaube ich, daß Beide jetzt ſchwer geworden ſind."

„Das iſt eigenthümlich," bemerkte Mr. Hammer, die eingetretene Pauſe unterbrechend. „Gewöhnlich ſonſt, wenn die Börſe beginnt ſchwer zu werden, wird das Herz leicht, und ſo umgekehrt."

„Aber Geduld, Sie haben noch nicht Alles gehört — der Knabe iſt verliebt;" erzählte der Logendiener weiter.

„Verliebt? in wen?"

„In nicht weniger als in eine Tochter der

älteſten, reichſten und vornehmſten Familie in New-Orleans, Monſieur Gerald de Launy!"

„Sie erzählten mir noch nichts davon."

„Aber ich erzähle Ihnen jetzt und erzähle Ihnen Wahrheit, und zwar ſolche, die Sie nicht alle Tage hören. Monſieur de Launy iſt kein Narr, laſſen Sie mich Ihnen ſagen, und obgleich er reich und ſtolz iſt, ſo glaube ich ganz feſt, daß, wenn er die heftige Liebe zwiſchen ſeiner ſchönen jungen Tochter und dem hübſchen Tenor entdeckt, er gleich einem braven Mann zu Letzterm ſenden wird und ihm ſagt: „Oswald, mein Junge, ich mag Dich ganz gut leiden, meine Tochter liebt Dich ſogar; mich hindert Deine Profeſſion durchaus nicht; Jedermann hat ein Recht, zu ſeinem beſten Fortkommen die Gaben zu benutzen, welche Gott ihm gegeben hat, unter der Bedingung nämlich, daß er es mit Anſtand, Ernſt und Redlichkeit thut. Ihr habt ſo gehandelt und ich ſchätze Euch deshalb. Aber da iſt ein Ding, es kann zwar Niemand Euch deswegen ſchmähen, aber es kann in der Zeit zu Eurem eigenen, meines Kindes und vielleicht zu Eurer Nachkommen Glück oder Unglück ſein, — und das iſt (verzeiht mir, wenn ich Euch hier zu nahe trete) das Geheimniß Eurer Geburt. Beweiſt mir, Oswald, daß Ihr ein Sohn honnetter

Eltern ſeid, keine Rede davon, wie arm auch — und Marguerite iſt die Eure, ich ſchwöre es. Kommt nun mittlerweile in mein Haus wie gewöhnlich, ich vertraue Eurer Ehrenhaftigkeit nach wie vor."

„Das wäre der erſte Trumpf, den er ausſpielen müßte," rief Mr. Hammer, „dazu muß getrunken werden," und er öffnete die dritte Flaſche und füllte die hohen Gläſer, die bei einem jedesmaligen Toaſt bis auf die Neige geleert wurden.

„Ob der Alte ſo zu ihm geſprochen hat, oder nicht, ich weiß es nicht, kurz, der arme Junge hat ſich die größte Mühe von der Welt gegeben, um ſeinen Urſprung zu entdecken. Vergebens hat er Vater Joſeph gebeten, ihm die Wahrheit zu ſagen, aber der alte Halunke iſt halsſtarrig wie der Böſe ſelbſt. Kennen Sie ihn?" fragte der gutmüthige alte Logendiener, und fuhr dann weiter fort: „Wahrhaftig, ich wollte einen Monat von meiner Gage geben, wenn ich dem armen Schelm helfen könnte."

„Sie können es ohne jenes Opfer;" antwortete Hammer.

„Wie meinen Sie das?"

„Sie ſagen, daß Sie erbötig ſind, Oswald Gautier beizuſtehen, das Geheimniß ſeiner Geburt aufzufinden."

„Ich bin es!"

„Dann sagen Sie mir, wo kann ich den Vater Joseph finden?"

„In dem Jesuitencollegium, wie ich sicher glaube."

„Und Oswald Gautier?"

„In Nr. **, Rue Olivier."

„Rue Olivier?"

„Ja."

„Nun weiß ich genug; ich will Beide sehen und Sie sollen das Resultat davon kennen lernen. Eure Gesundheit" — die dritte Flasche ging damit auf die Neige — „und hier ist meine Karte;" mit diesen Worten händigte Mr. Harrison Hammer ihm eine Visitenkarte ein, auf welche sich der musikalisch-harmonisch klingende Name von „John Jackson Smith" auf der einen, und auf der andern Seite, mit Bleistift geschrieben „St. Charles-Hôtel" befand. Für seine Zwecke hatte Mr. Hammer es vortheilhaft gefunden, in das Fremdenbuch des großen Hôtels einen andern als seinen Familiennamen einzutragen.

Von seinem neuen Freunde wurde seine Höflichkeit erwidert, indem er ihm auch seine Karte übergab, auf welcher geschrieben stand: „Peter Martin, Théâtre français." Mr. Hammer citirte

den Kellner, zahlte die Rechnung (die, beiläufig gesagt, mit doppelter Summe in das Conto des Herrn Granger gebracht wurde) und verlangte darauf nach einer Carrosse. Er ließ seinen neuen Freund einsteigen, begleitete ihn bis an das Portal, und befahl darauf dem Kutscher, nach St. Charles-Hôtel zu fahren. Bevor die Nacht noch anbrach, hatte er seinen Plan vollständig vorbereitet.

13.

Vater Joseph de Fontinac.

Früh an dem nächsten Morgen verließ Mr. Harrison Hammer sein Hôtel und lenkte seine Schritte dem Hospital und Collegium der Jesuiten zu.

Angekommen vor diesem großen Gebäude, stand er still und überschaute lange das weitgeschweifte Aeußere, ging dann endlich auf den Eingang des Haupttheils zu, und läutete stark an des Portals Glocke. Der Pförtner schien ziemlich behende in dem Entgegenkommen dieser Anmeldung, zu welcher Mr. Hammer das Begehren einer Audienz vor dem hochwürdigen Vater Joseph de Fontinac hinzufügte. Er wurde in Folge dessen nach einem langen schmalen Steingebäude gewiesen, welches

den äußerſten Flügel dieſes Caſtells bildet und das Hospital und Collegium enthält. Als er den bezeichneten Ort erreicht hatte, beſtieg er die Stufen und pochte zu drei verſchiedenen Malen mit dem gewaltigen meſſingenen Hammer, welcher auf der grünen Thür befeſtigt hing. Dieſe Anmeldung wurde nicht ſo hurtig wie vorhin beantwortet, und Mr. Hammer war ſchon im Begriff, ſie zu wiederholen, als die Thür von einer Negerin geöffnet wurde. Sie bewegte ſich nur höchſt gemächlich in ihren Pantoffeln, und trug einen Bandanna-Turban*) — eben nicht den reinſten von der Welt — um ihre wolligen Locken.

In Beantwortung des Angemeldeten Frage, ob er die Ehre haben könnte, Se. Hochwürden, Vater Joſeph, von Angeſicht zu Angeſicht zu ſehen, ward ihm zu Theil: „Maſſa thut Niemand ſehen zu irgend dieſer Tageszeit; Maſſa ißt juſt ſein breakfast.“

„Uebergeben Sie ihm dieſe Karte,“ erwiderte Mr. Hammer ſehr höflich, „und ſagen Sie ihm, daß ein Herr aus New-York Audienz wünſchte, um über wichtige Sachen in Betreff unſerer heiligen Mutter Kirche mit ihm zu ſprechen.“

*) Eine Art ſeidenes Taſchentuch.

„Lor-a-massa! was thut Ihr denken, daß ich könnte behalten das Alle!" rief die farbige Frau. Aber tretet herein, ich will Massa fragen, ob er will sehen Euch;" und sie führte ihn in ein kleines niedlich ausgestattetes Zimmer, das den Anschein eines Studirgemachs hatte.

Mr. Hammer nahm ohne Weiteres Platz in dem großen Lehnstuhl, welcher an dem Tische stand, und amüsirte sich damit, die Titel an den Rücken der Bücher zu lesen, die da umherlagen; aber sie waren meist solchen Inhalts, der wenig oder gar kein Interesse für unsern Helden bot. Glücklicht wie er immer war, wurde seine Geduld nicht lange auf die Probe gestellt, vielmehr schon nach einigen Minuten kehrte die farbige Dienerin mit der Meldung zurück, daß Massa den fremden Gast erwarten wolle.

Niemals früher hatte Mr. Hammer das Glück, mit einem so großen Kirchenlicht ein tête-à-tête zu haben, und er begann darob sich ein wenig zu fühlen. Die farbige Alte hatte ihn durch eine dunkle enge Halle geführt, an deren äußerem Ende sie eine Thür öffnete, durch welche sie ihn in einen großen erhellten und elegant meublirten Speisesaal eintreten ließ. Das Local war gewissermaßen auch zum Studiren; der Boden, ohne

Teppiche, war von eingelegtem Holz, und gleich einem Spiegel glatt und gebohnt; die Meubles waren von schwerem Eichenholz, mit reichem Schnitzwerk versehen. Gemälde von nicht unbedeutendem Kunstwerth hingen an den Wänden in großer Menge. An dem unteren Ende des Saales befand sich das Kamingesims, ebenfalls von Eichenholz, zu beiden Seiten zwei Heilige, aus demselben Material geschnitzt und mit Bronze ausgelegt. An dem gegenüberliegenden Ende war ein offener Schrank angebracht, welcher mit Tellern und dergleichen Gegenständen beladen war. Aus den Fenstern hatte man die Aussicht auf den Garten des Collegiums; sie standen geöffnet, um die leichte Brise vorbeistreifen zu lassen, welche den süßen Duft der blühenden Rosen und Jasmingewächse, die längs den Wänden emporrankten, hereinbrachte, um die Räume mit dem reichsten Parfüm anzufüllen.

An einem Tische, welcher nahe dem Fenster stand, saß ein Mann, ungefähr in dem Alter von fünfzig Jahren. Er war mit seinem Ordenskleide angethan, ein langes, weitflatterndes Gewand von schwarzem Stoff als Ueberwurf über seine andere Kleidung. Unter seinem schwarzen Priesterkäppchen von Sammet trug er eine Fülle

grauer Locken. Sein Geſicht war ſehr ausdrucksvoll und ſtreng, und ſeine ſcharfen grauen Augen ruhten auf dem Eintretenden, als ſchienen ſie ihn durch und durch leſen zu wollen.

Auf der Tafel vor ihm ſtand das Frühſtücks-Service, welches er bei des Beſuchers Eintreten zur Seite ſchob. Neben demſelben lag eine Menge geöffneter Briefe.

Mr. Hammer fühlte ſich ein wenig bedrängt in dieſer erhabenen Gegenwart; und obgleich er all' ſeine Dreiſtigkeit zuſammennahm, ſah er doch, daß er ein ſchweres Spiel zu ſpielen hatte. Er ſetzte ſich in den ihm von dem Prieſter angewieſenen Stuhl, welcher gerade gegenüber demſelben ſtand. In dieſer Poſition ruhte das volle Licht auf dem Antlitz des Beſuchers, während der Ausdruck des geiſtlichen Herrn, im Gegenſatz zu jenem, von tiefen Schatten umhüllt war.

Vater Joſeph de Fontinac traf das Arrangement abſichtlich ſo, eine Gewohnheit, von der er ſich niemals trennte.

„Sie wünſchen mich zu ſehen in Angelegenheiten, die unſere heilige Kirche betreffen;" begann Vater Joſeph, ohne ſeine Augen auch nur einen Moment von dem Antlitz des Herrn Ham-

mer abzuwenden. „Für Geschäfte, die ihre Wohlfahrt erheischen, bin ich jeden Augenblick sichtbar.“

Der Ton seiner Stimme war milder, als man es aus dem scharfgeschnittenen Munde, um welchen sich so manche tiefe Linien zogen, erwarten konnte. Ja, sie klang sogar angenehm und äußerst musikalisch, und erweckte in gewisser Beziehung Zutrauen und Liebe.

Mr. Hammer drehte den Hut in der Hand, zog seine Handschuhe aus und an, und konnte nicht recht beginnen, wie er wünschte, denn der Blick jener scharfen Augen, der ihn fortwährend fixirte, verwirrte ihn etwas. Endlich schien der Alte befriedigt die Augen niederzuschlagen, und Mr. Hammer fand Worte, sich auszudrücken, indem er sagte:

„Ich möchte denn mein Geschäft eröffnen.“

„Thun Sie das!“ war die Antwort.

„Es betrifft einen gewissen Oswald Gautier, zur Zeit einmal Ihr Mündel und Zögling.“

„Den Undankbaren,“ murmelte der Pater, und dann sich selbst verbessernd, fuhr er laut fort: „Was können Sie mir in Betreff seiner mitzutheilen haben?“

„Gar nichts, das ich nicht von Ihnen besser hören könnte,“ antwortete Hammer.

Der Prälat blickte plötzlich auf, aber Mr. Hammer war darauf vorbereitet, und für eine oder zwei Minuten ſtanden das große Haupt der Kirche und der Häuptling der Falſchmünzer ſich einander betrachtend gegenüber, ohne indeß ihr kaltes Aeußere gegenſeitig zu durchdringen.

„Reden Sie deutlicher," ſprach der Mönch, „und ſagen Sie mir, was Sie zu Ihren Fragen veranlaßt; ich werde dann antworten, oder für mich behalten, was ich weiß, je nachdem es mir das Beſte ſcheint."

„Das iſt klar und deutlich, Ew. Hochwürden," antwortete der Falſchmünzer. „Meine Fragen werden ebenfalls klar und deutlich ſein, wir verſtehen uns bald."

„Fahren Sie fort."

„Sie hatten einſt einen Freund, Hochwürden! Alfons Gautier war ſein Name."

„Sir!"

„Ich bitte, unterbrechen Sie mich nicht; ich habe nur wenige Worte zu ſagen. Jener Freund hatte ein Weib und ein Kind und, was Sie beinahe mehr intereſſiren wird als das, er hatte Gold und Geld."

Der Prieſter blickte ihn feſt an, und ſeine langen, dünnen Finger ſpielten in den Papieren

umher, die auf dem Tiſche vor ihm lagen. Sein Geſicht war im Schatten, und die forſchenden Augen Mr. Hammer's konnten die Bläſſe, die es überzogen hatte, nicht bemerken.

„Zu jener Zeit, auf welche ich anſpiele, nahmen Sie noch nicht die hohe Stellung in der Kirche ein, die Sie jetzt einnehmen. Sie dachten, wenn Sie das Inſtrument, welches das Geld Gautier's in den Opferkaſten der Kirche bringen konnte, in Ihre Hände bekämen, bedeutend ſchneller zu avanciren."

Die langen Finger des Alten haſchten nach den Blättern auf dem Tiſche und zerknitterten ſie krampfhaft; aus den grauen Augen blitzte es leidenſchaftlich, wie es einem geiſtlichen Antlitz nicht wohl anſtand.

„Sie waren ſehr ſchlau — doch nein, verzeihen Sie, ich meine ſehr verſtändig — ſich die Macht über dieſen Gautier anzueignen, als Sie ihn zuerſt veranlaßten, ſein Weib zu mißhandeln."

„Das iſt zu viel," rief der Prieſter und ſprang von ſeinem Sitze auf. „Wer ſeid Ihr, daß Ihr es wagt, ſolche Worte an mich zu richten, an mich — Joſeph de Fontinac?"

„Ein Freund Madame Gautier's," erwiderte Hammer, „und wiſſen Sie es, weder die Kirche

behält ihr unrechtmäßiges Gold, noch fällt es jemals zurück an Weib und Kind Gautier's. So setzen Sie sich doch, Hochwürden! Sie sehen, wir müssen theilen als Freunde."

Und Se. Reverenz setzten sich wieder nieder und drückten sich tiefer in den Schatten.

„Also was ich denn sagen wollte," fuhr Mr. Hammer fort, „nachdem eine so schlechte Behandlung seines Weibes herbeigeführt war, konnte sie nicht länger mit ihm unter einem und demselben Dache leben. Sie verleiteten den armen Frömmler, Vergebung vom Himmel dadurch zu erflehen, daß er seine Güter der Kirche vermache. Das Nächste war, die Erbschaft ihr zu sichern, und so sandtet Ihr den Vater, den Sohn von seiner Mutter Seite zu stehlen, freilich mit dem Versprechen, ihn am andern Tage wiederzubringen. Der andere Tag kam, der Gatte mit ihm — aber das Kind nicht mit diesem. Er kam, direct von Euch zu ihr — stets nur der Route zwischen diesen zwei Orten folgend — und in wenigen Minuten, nachdem er Madame Gautier's Wohnung erreicht hatte —"

„Weiter, weiter, warum stocken Sie?" rief der alte Mönch, als ob seine Neugier den höch-

ſten Gipfel erreicht hätte. „Vorwärts — was dann? — —“

„Was dann! — er ſtarb unter den fürchterlichſten Krämpfen, in Folge von Vergiftung; wer am Meiſten ſeinen Tod gewünſcht — dieſe Antwort überlaſſe ich Euch.“

„Er iſt todt!“ rief der Jeſuit, „todt? Das iſt alſo die Auflöſung des Räthſels von ſeinem Ausbleiben. Er brachte mir das Kind und verſprach am andern Tage wieder zu kommen; ſeitdem habe ich nichts von ihm mehr gehört noch geſehen, obgleich ich jede Gelegenheit wahrgenommen habe, die Urſache ſeines Verſchwindens auszuforſchen.“

„Er ließ darauf das Kind in Eurer Obhut,“ ſagte Hammer.

Der Mönch ſtutzte; ſeine Geheimniſſe waren ihm entlockt. Der Falſchmünzer hatte ſeine Ueberlegenheit dem Prieſter gegenüber bewieſen. Aber es war ja noch immer Zeit, begangene Irrthümer wieder gut zu machen; Fontinac nahm ſich daher zuſammen und ſagte in ziemlich ruhigem Tone: „Sie ſetzen das voraus, wohlan, ich glaube nicht nöthig zu haben, Ihnen die ganze Wahrheit vorzuenthalten, und wer immer Sie ſein mögen,

ſo viel iſt gewiß, Sie ſind mit des armen Alfons Gautier's ehemaliger Geſchichte bekannt."

„Vollſtändig," entgegnete Mr. Hammer.

„Der arme Mann," hub der Prieſter zu erzählen an, „nahm das Kind auf mein Geheiß fort und brachte es in meine Obhut. Ich liebte Alfons, denn wir waren als Knaben mit einander aufgewachſen; es war daher natürlich, daß ich auch ſein Kind liebte und wünſchte, es in dem Schooß unſerer heiligen Mutter Kirche unterzubringen. Aber der Menſch denkt und Gott lenkt! Das Kind, ſchwächlich und kränklich, ſiechte hin und ſtarb innerhalb eines Jahres."

„Das iſt gelogen," rief Mr. Hammer mit mehr Energie als Artigkeit, und ſchlug mit der geballten Fauſt und mit ſolchem Kraftaufwande auf den Tiſch, daß der Kaffeetopf mit der Milchkanne einen pas de deux zu tanzen anfingen.

Der im Aeußern durch feine Sitte und Anſtand ſich auszeichnende Prälat erhob ſich von ſeinem Sitze und griff nach einer auf dem Tiſche ſtehenden Klingel, um ihren gebieteriſchen Ton erſchallen zu laſſen. Im gleichen Augenblick erſchien ein Diener, der in ſeiner ſchwerfälligen Livrée faſt das Ausſehen eines römiſchen Kirchenſoldaten hatte.

Joſeph de Fontinac gab dem Eintretenden einen Wink, den derſelbe zu verſtehen ſchien. In einer ehrerbietigen Entfernung nahm er die Stellung eines Wachtpoſten ein.

„Jetzt, mein Herr, bin ich gewärtig zu vernehmen, was Sie mir mit Höflichkeit und Anſtand zu ſagen haben," nahm der alte Prieſter das Wort wieder auf, indem er den letzten Satz beſonders betonte.

Mr. Hammer fand ſein aufbrauſendes Benehmen ſelbſt eben ſo unpolitiſch als unanſtändig. Er ſchlug daher einen verſöhnlichen Weg ein und ſprach:

„Hochwürden verzeihen, wenn ich dieſen Irrthum zu berichtigen ſuche. Herr Oswald Gautier lebt ſo ſicher, wie der Vater deſſelben, Alfons Gautier, todt iſt. Sie wiſſen ſo gut wie ich ſelbſt, daß er ſeine Carrière an der hieſigen Oper fortſetzte, die er im Chor der Kathedrale ſo rühmlich begann."

Der Prälat war in zu großer Aufregung, um bei dieſer Andeutung den Grimm nicht um ſeine Lippen ſpielen zu laſſen.

„Ich kam zu Ihnen," fuhr Mr. Hammer fort, „nicht als ein Feind von Ihnen oder der Kirche, oder als ein Mandatar des jungen Gautier,

der als Erbe ſeiner bedeutenden Güter allerdings bald vor Ihnen erſcheinen dürfte — ich kam vielmehr als ein ſolcher, der Ihnen die Hand zu bieten hat, um der heiligen Kirche ein Vermächtniß zu erhalten, zu welchem ſie ſo dringend berechtigt iſt.“ Dieſe letzten Worte ſprach er nicht ohne die gehörige Ironie, die aber unter dem ſanften Ton, womit ſie geſprochen waren, dennoch verſteckt blieb.

„Wohlan,“ antwortete der Jeſuit, „laſſen Sie hören.“

„Vor Allem habe ich Sie zuerſt um Vertrauen zu bitten, denn da wir gemeinſames Intereſſe vertreten — —“

Hier hielt er inne; bald aber ſprach er zögernd weiter: „Das Vermögen des Herrn Gautier war ſehr bedeutend —“

„Ja wohl, man ſagte ſo,“ fiel der Kirchenfürſt ein, „jedoch kam zu uns niemals der kleinſte Obol davon. Da Sie aber Alles über den Unglücklichen zu wiſſen ſcheinen, ſo werden Sie mir ſagen können, wo es geblieben ſein mag.“

„Schenken Sie mir Ihr Vertrauen,“ erwiderte Hammer, „ich werde dagegen mit nichts zurückhalten.“

Der Mönch wurde zutraulicher; wenigſtens

gab er ſeinem Quiriten, der in der carmoiſin-rothen Uniform die ganze Weile über wie eine Statue dageſtanden hatte, einen Wink, worauf dieſer ſich entfernte. Dann ſchob er ſein Sammetkäppchen zurecht, rückte den Stuhl näher an den Tiſch und begann:

„Alfons Gautier und ich kamen aus dem nördlichen Frankreich zuſammen hieher. Unſere Wege, obwohl uns nur ein gemeinſamer im Leben — zum Prieſterſtande nämlich — vorgezeichnet war, gingen auseinander. Ich nahm mich, getreu meiner Beſtimmung, der in dieſem Lande verwaiſten Kirche an; er ſuchte ſein Glück in den Armen der ſchönſten und verführeriſchſten Frauen und überhaupt in einer Lebensweiſe, die einen Reichthum indiſcher Schätze erforderte. Die geheimnißvollen Quellen der Mittel für ſolchen Aufwand hatten ihren Urſprung unzweifelhaft in New-York, indeß ſtand er auch mit Frankreich in geſchäftlichen Verbindungen, die ihn oft lange Zeit von hier entfernt hielten. Als er einſt nach einer langen Abweſenheit zurückkehrte, war ſein ſchönes verlockendes Weib die Geliebte eines Andern geworden. Sein Haus fand er wieder in demſelben prachtvollen Zuſtande, wie er es verlaſſen hatte, aber in Kopf und Herz war eine

Verwüſtung bei ihm eingekehrt, die ihn nicht ruhen noch raſten ließ. Er kehrte, von Reue gefoltert und gequält, in die Arme der Kirche zurück, und ſuchte Beiſtand und Troſt bei mir, da ich der heiligen Mutter treu und auch ſein Freund geblieben war.

„Nach und nach beruhigte ſich offenbar ſein geängſtigtes Gewiſſen dadurch, daß er der Kirche einen beträchtlichen Theil ſeiner Reichthümer, die nach ſeiner Angabe in Depoſiten und einem Baarfonds franzöſiſchen Geldes beſtanden, und daneben die Erziehung des Kindes, deſſen Vater er war, übertrug. Das Kind führte er der Geſellſchaft Jeſu zu — ihn ſelbſt aber ſah man niemals wieder."

„Ganz recht," fiel Herr Hammer ein, „weil er vergiftet wurde, und zwar am andern Tage, nachdem er das Kind ſeiner Mutter entführt hatte."

„Iſt das möglich!" rief der Prälat und wurde auffallend zutraulicher. „Wohin er ſelbſt und ſein Geld gekommen war, blieb ein Geheimniß; der Kirche wurde ihr rechtmäßiges Geſchenk vorenthalten."

„Können Sie mir nicht ſagen," hub der Bankier an, „auf welche Weiſe der Mann ſein enormes Geld gemacht hatte?"

Der Prälat zögerte eine Weile, dann warf er noch einen fixirenden Blick auf den fremden Eindringling und sprach mit etwas zitternder Stimme:

„Sein Geschäftslocal war in der damaligen Orangenstraße New-Yorks, jetzt Baxterstraße genannt. Es war ein dunkles Gewerbe, was er trieb, und zur Sühne desselben wollte er seinen Erlös dafür der Kirche überweisen. Ich habe es nicht zu verantworten, wenn seine arme Seele keine Ruhe findet, weil er nicht erfüllt hat, was er gelobte."

„Können Sie mir die Nummer des Hauses nicht nennen?" fragte Hammer hastig, denn die Bezeichnung der Straße, seiner Straße, für ein „dunkles Gewerbe" versetzte ihn in nicht geringe Aufregung.

„Das kann ich nicht," entgegnete Fontinac, „aber ich weiß, daß der Platz jetzt im Besitz eines gewissen Herrn Hammer ist, der ein Wechselgeschäft in dem Hause unterhält."

„Ist das wirklich so?" murmelte Hammer zwischen den Zähnen.

„Er bekannte wenigstens so, um sein angstgepreßtes Herz zu erleichtern."

„Und welcher Art von Geschäft war das

ſeine?" fragte Hammer, anſcheinend ziemlich gleichgültig.

Fontinac blickte im Raume umher, und als er ſah, daß nur ſie Beide zugegen, lautete die einfache Antwort:

„Falſchmünzerei!"

Der Prälat hatte mit dieſem einen Wort den Häuptling einer ganzen Bande überwunden. Die Polizei-Gensd'armen des Himmels und der Erde hatte er, ohne es ſelbſt zu wiſſen, vor die Augen des Sünders beſchworen. Alſo er — Harriſon Hammer — war der Nachfolger Gautier's, deſſelben Gautier, der ſich durch ein unehrliches Gewerbe in den unterirdiſchen Räumen ſeines eigenen Hauſes Schätze herausgeſchlagen, Schätze, die ihm am Ende ſeiner Laufbahn nichts als die Ruhe im Grabe erkaufen ſollten.

Wahrlich! der große Bankier und Falſchmünzer-Häuptling war in einem Augenblick zum Philoſophen geworden.

„Wie konnte ihm das Geſchäft ſo viel abwerfen?" fragte der Falſchmünzer, in welchem der Geiſt der Ungenügſamkeit aufſtieg.

„Einen großen Abſatz für ſeine Münze fand er auf dem franzöſiſchen Geldmarkt, bis er dort zuletzt verdächtig und arg verfolgt wurde." Von

dem Nachmachen der eigenen Landesmünze, der amerikaniſchen, ſprach Fontinac nicht, weil er ſich dadurch des Verbrechens als Hehler geziehen haben würde.

„Wo aber iſt das Geld geblieben?“ fragte Hammer, den die Schrecken der Hölle etwas verlaſſen hatten, indem er einen verdächtigen Blick auf die Taſchen des alten Mannes warf.

„Das iſt, was ich von Ihnen zu wiſſen wünſche.“

„Wer weiß, vielleicht finden wir die Spur, die zu den Schätzen führt,“ war Mr. Hammer's Antwort.

Ueber Fontinac's Antlitz glitt ein Schimmer von Hoffnung; er fuhr annähernder fort: „So viel iſt mir bekannt, daß ſeine Depoſiten auf den Namen einer Mrs. Granger lauteten, einer immenſe reichen Dame, die, wie man ſagte, ihm ihre Liebe geſchenkt habe.“

„Dieſe Dame iſt längſt todt,“ erwiderte Hammer; „ſie iſt ohne leibliche Erben geſtorben; aber wenn ich nicht irre, war ein Couſin gleichen Namens der glückliche Nachfolger in ihren Beſitzthümern.“

„Die würden demſelben, ſo weit ſie zu den Depoſiten belangten, durch einen Revers wieder

zu entreißen und an die rechtmäßige Erbin, die Kirche, zu bringen sein," sagte der Priester halb triumphirend. „Die Dame stellte diesen Revers in aller Form an Gautier aus, und dieser legte ihn in meine Hände. Nun ist aber die Hauptfrage die: Wo sind die Depositen? In dem Nachlaß der Dame fanden sich keine vor. Eben so wenig ist uns auch Auskunft über den Baarbestand in Gold und Silber zu Theil geworden, trotz der schärfsten Nachforschungen."

„Wo befindet sich denn der?" fragte Hammer.

„In dem Versteck eines Gewölbes hatte er ihn verborgen," lautete die Antwort.

„Etwa in dem Hause der Baxterstraße?" fragte er begierig.

„Nein, in einem andern, das im westlichen Theile der Stadt liege, sagte mir Gautier einst in Vertraulichkeit."

„Vielleicht in dem Hause der Mrs. Granger dem Geisterhause selbst?" forschte der Falschmünzer.

„Nein, dort nicht," bemerkte Fontinac. „An einer ganz andern Stelle, hat Gautier mir gesagt."

Dem Häuptling ging ein Licht auf. — Ein Gewölbe existirte allerdings im westlichen Theile

der Stadt, das durch einen ſchmalen unterirdiſchen Gang mit der Hauptwerkſtatt der Falſchmünzer in der Baxterſtraße in Verbindung ſtand und nur im höchſten Nothfall zum Hinterhalt bei einem Rückzuge der Geſellen vor der Polizei diente. So lange Hammer der Chef dieſer noblen Bande geweſen, war dieſes Verließ nicht nur unbenutzt geblieben, ſondern auch beinahe in Vergeſſenheit gerathen, denn niemals hatte ihm geahnet, daß es noch Schätze bergen könne. Der edle Hauptmann glaubte, ſeine Göttin Fortuna höchſtſelbſt lächeln zu ſehen; wenigſtens merkte er ſich genau ihren holden Wink. Der geeignete Zeitpunkt war mehr denn je erſchienen, um die Werkſtatt nach dem Sicherheitsort, der bis dahin ſo unwichtig für ihn war, zu verlegen. Das Verlaſſen der alten Höhle war ohnehin rathſam, da das Geheimniß ihrer Exiſtenz weniger tief, als er geträumt hatte, denn nicht allein, daß die Diener der Kirche um daſſelbe wußten, auch die Diener der Polizei ſchienen nach der letzten bedenklichen Affaire am Tage vor der Abreiſe des Agenten Mr. Granger's mehr Wind, als ihm lieb war, davon bekommen zu haben.

Mr. Hammer zog an ſeiner ſchweren Kette die

goldene Uhr hervor und erschrak, als er darauf wahrnahm, daß die Zeit so weit vorgerückt sei.

„Ew. Hochwürden entschuldigen, daß ich Hochdieselben so lange belästigte. Ich werde die Ehre haben, zu einer geeigneteren Zeit wieder vorzukommen, um unsere Angelegenheiten weiter zu besprechen. Der heiligen Kirche soll ihr Vermächtniß werden, dafür lassen Sie mich sorgen."

Der schlaue Geldwechsler hatte sein Calcül gemacht. Eliot Granger, mitsammt seinem unrechtmäßigen Reichthum, — die hellklingende Münze ächten französischen Silbers und Goldes, zu welchem er und nur die Vornehmsten seiner Untergebenen den Schlüssel kannten, — das enthüllte Geheimniß der Geburt des Sängers, des Lieblings der schönen Welt von New-Orleans Alles nun in seinem Besitz! Fürwahr, der Weg zu den Schätzen Krösus' war ihm geöffnet. Der Bankier hatte Recht: Fortuna lächelte! Die Actien standen so hoch wie noch nie! Aber — —

„Der Mensch denkt, und Gott lenkt!" sagte Joseph Fontinac, in tiefes Nachdenken verloren. Dann hob er sein gesenktes Haupt langsam in die Höhe, und versuchte von seinem Sitze aufzustehen, indem er sich an dem Tische festhielt. „Thun Sie, was in Ihren Kräften steht, Herr

Smith" (dies war der Name, der auf der abgegebenen Karte ſtand), und der Segen des Himmels und der Kirche wird Sie begleiten."

„Mehr verlange ich auch nicht, hochwürdiger Herr. Ich hoffe, Ihnen bald den Schlüſſel, der die Depoſiten einſchließt, in den Schooß werfen zu können. Für heute und morgen nur beurlauben Sie mich gnädigſt, da meine regelmäßigen Geſchäfte hier mich in Anſpruch nehmen."

„Allerdings! allerdings!" antwortete der Prälat. Der Agent nahm ſeinen glänzenden Kaſtorhut, den er im Eifer der Rede neben ſich auf die Erde geſetzt hatte, auf, drehte ihn rund um, glättete den Plüſch deſſelben mit ſeinem Aermel, nahm dann ſeinen Stock mit dem gediegenen Goldknopf, und empfahl ſich unter außerordentlichen Höflichkeitsanſtrengungen auf baldiges Wiederſehn!

14.

Der Sänger.

Mit beflügelten Schritten eilte der triumphirende New-Yorker Hauptmann und Bankier nach dem Telegraphenbureau, um an die angegebene Adresse in der Wallstraße für Mr. Eliot Granger in New-York eine Depesche folgenden Inhalts zu dirigiren.

„Schaffen Sie mir Vollmacht, den berühmten Sänger Oswald Gautier zu zwei oder drei Gastrollen für die dortige Oper zu engagiren.

John Jackson Smith.

St. Charles-Hôtel in New Orleans."

Darauf begab er sich schnell in sein Hôtel, nahm leibliche Speise und Trank zu sich und schrieb dann einen Brief, der, wenn ich ihn auch

wörtlich hier wiedergeben wollte, von meinen geehrten Lesern, so lange sie nicht wenigstens dem Orden der Falschmünzer selbst angehören, nicht verstanden würde. Wie sehr hätte der Schreiber gewünscht, seine geheimnißvolle Spitzbubensprache mit den zuckenden Blitzstrahlen des Telegraphen aussprechen zu können, allein da dieser nur in Zungen redet, die wenigstens allgemein verständlich gemacht werden können, so mußte er den langsamen Postweg wählen, um an einen seiner Verbündeten, der ihm im Range zunächst stand, eine Depesche geheimsten und wichtigsten Inhalts sich selbst vorausgehen zu lassen. Diese Depesche enthielt nämlich den Befehl für seine Bande, auf dem unterirdischen Wege in westlicher Richtung zum sichern Zufluchtsort zu ziehen. Die Oeffnung, die dahin führte, war freilich schwer zu finden, um so mehr, da die dunkeln Gesellen weder etwas von Osten noch Westen in ihrer Grotte wußten. Der Hauptmann aber versäumte es selbst für diesen Fall nicht, sie auf die Hülfe des Compaß zu verweisen.

Obwohl dieser Brief, auch selbst offen und gelesen, dennoch verschwiegen wie das Grab war, versiegelte er ihn ungeachtet dessen mit außerordentlicher Vorsicht, adressirte ihn an „Harrison Hammer, Exchange & Collection Office in New-York," weil

Briefe, mit ſolcher Adreſſe verſehen, von ſeinem Stellvertreter erbrochen wurden, — berechnete genau, daß derſelbe in ſieben bis acht Tagen die kleine geſegnete Schwelle ſeines Hauſes erreichen könnte, und trug ihn ſelbſt ſo hurtig wie möglich der Poſtanſtalt zu.

Den Reſt des Tages brachte er damit zu, ſich die ſonnige Crescent-City noch einmal anzuſchauen, ſo recht con amore durch ihre Straßen zu ſchlendern und am Ende ſich das Zeugniß der Selbſtzufriedenheit über die den Tag über ſich ſelbſt und Anderen geleiſteten Dienſte auszuſtellen.

Am andern Morgen früh erreichte ihn ſchon per Telegraph die Antwort von New-York auf die geſtern Mittag telegraphiſch abgeſandte Anfrage um ein Engagement des Sängers Gautier. Es hieß darin:

„Sie würden uns zu Dank verpflichten, wenn Sie ſich die Mühe geben wollten, den Tenor Herrn Oswald Gautier für die Saiſon unſerer hieſigen Oper oder doch wenigſtens für einige Parthien deutſcher und italieniſcher Schöpfungen zu gewinnen. Die Bedingungen mag der Sänger gefälligſt ſtellen.

Max Maretzcek & Comp.,
Opern-Unternehmer in New-York.“

Mit dieſem eben ſo intereſſanten als wichtigen Auftrage in der Taſche eilte Herr Harriſon Hammer, unter der Firma eines New-Yorker Agenten für auswärtige Theaterangelegenheiten, in die Rue Olivier von New-Orleans. Der Geſchäftsmann hatte lange zu ſuchen, da er die angegebene Nummer des Hauſes und den Namen des Sängers auf einer kalten blanken Silberplatte an einer breiten und gebohnten Thür zu finden hoffte.

In einem üppigen Blumengarten, der unmittelbar an dieſe Straße ſtieß, träumte ein reizendes Häuschen. Es war ſo ganz in dem Geſchmack eines italieniſchen Kunſttempels erbaut, in weißem Marmor, einer Front mit Arkaden und zur Seite Niſchen, darin Muſen oder Liebesgötter Wacht hielten. Tropiſche Gewächſe mit ihrem ſchweren dunkeln Blätterwerk und ſchlank und weich emporgeſchoſſene Farrnkräuter bildeten einen Hain voll Licht und Schatten rings umher, und umhüllten es mit ihren leichten Ranken und Zweigen, als wollten ſie in liebender Umarmung es fern der übrigen Welt halten. Glänzende Vögel mit buntem und goldigem Gefieder, deren Farben ſie der ſonnigen Pracht des Südens allüberall entlehnt, hatten ſich dieſen Hain zum

Wohnſitz auserwählt und ihre Neſter darin aufgebaut. Sie lauſchten, ſie ſelbſt, die gefiederten Sänger der Lüfte, mit geſenkten Köpfchen jenen wunderſam ſüßen Melodien und Tönen, die an ſo manchen Abenden im Mondenſcheine bis oft ſpät nach Mitternacht unter den Marmorhallen hervorklangen.

Und dieſe Lieder! wem Anders konnten ſie angehören als Oswald Gautier? Hier war es, in dieſer ſtillen Abgeſchiedenheit, wo er ſie ausſang mit jenem Wohllaut der Stimme, der alle Herzen bezauberte, und mit jenem ſchmelzenden Klagelaut der Seele, der alle Sinne ſo verwirrte. Hier war es, wo er ſie ſang zur Begleitung ſeiner goldenen Harfe, in deren Saiten er mit Zaubergewalt griff, daß Alles erbebte.

In dem hohen Chore der Kathedrale hatte er ſchon früh die Kunſtfertigkeit des Sängers erlangt; ein ſchöner italieniſcher Mönch hatte ihm die erſten Töne und dann die Triller und Läufe gelehrt. Zu den kalten Formen der dämmerigen, gothiſchen Hallen war die melodiſche Stimme des Knaben erklungen und hatte die Andacht, dieſe Sehnſucht des Geiſtes, hinaufgelockt zu den Sternen. Seine eigene blieb da unten in der irdiſchen Heimath, die ihm in dem Herzen der Mutter,

in der Liebe eines Vaters verloren gegangen war und die er ſeitdem ſuchte mit einer Wehmuth und einem Schmerze, von dem die Töne ſeiner klangvollen Bruſt Kunde gaben. Aber nicht mehr gaben ſie Kunde in dem eingeſchloſſenen Raume jener dämmerigen Glaubenshallen, nein, Kunde fortan in dem friſchen Blüthenhain, einem Hain für ſterbende Nachtigallen.

Und aus dieſem Hain ließ die Nachtigall ſich entlocken in die menſchengefüllten Säle, dort ihre Triller zu ſchlagen. Ach, wie bange ward ihr um die reiche Liederbruſt, wenn ein Lichtmeer des Glanzes ſie umſtrahlte und das rauſchende Getöſe der Bewunderung ſie umwirbelte! — Scheu und ängſtlich flatterte ſie zurück zu dem ſtillen Hain, der Heimath ſeiner Lieder, wie ſie auch immer wieder und wieder daraus entlockt wurde.

Heute erſchien ein Vogelſteller in der häßlichen Geſtalt des Herrn Hammer, der ſich als Agenten des weltbekannten Herrn Max Maretzcek hatte anmelden laſſen. Oswald hatte gerade den Kopf an die geſchwungene Säule der goldenen Harfe gelehnt, als er eintrat. Sein Anblick erregte in der proſaiſchen Seele des Mannes eine ſolche Ehrerbietung, daß er ſich in einer gewiſſen Entfernung zurückhielt. War es die Erſcheinung

eines so frischen, rosigen Jünglings wie Oswald, oder der magische Zauber, der eine Künstlernatur wie die seine umgiebt, der für einen Moment jedes ihr fernstehende Element in Bann hält und sie vor rauher Berührung schützen will, so lange es möglich ist.

Mr. Hammer würde es weit vorgezogen haben, nach seiner stummen Verbeugung mit einem Brief in der Hand vor den Sänger treten zu können, anstatt ihn anreden zu müssen. In der That die Worte fehlten dem sonst so geschwätzigen Helden.

„Was wünschen Sie?" fragte Oswald mit freundlichem Lächeln, und trat dem Fremden gastlich entgegen.

„Ich habe —, ich habe einen Auftrag," stammelte Hammer, „dessen ich mich entledigen möchte." Oswald bot ihm den Platz in einem Sessel und setzte sich in die Ottomane ihm gegenüber, indem er sprach:

„Und der wäre?"

„Es betrifft eine Einladung an Sie von der New-Yorker Oper."

„Ich beabsichtige New-York in der geschlossenen Saison zu besuchen;" antwortete Oswald.

„An der dortigen Oper finden ausnahms-

weiſe Aufführungen auch außer der Saiſon ſtatt, und da das Publicum ſich nicht länger gedulden will, Sie zu hören, ſo hat Herr Maretzcek mich beauftragt —"

Mit einer Schüchtern- und Beſcheidenheit, die man ſonſt an dem Bankier aus der Baxterſtraße nicht gewohnt war, blieb er mitten im Satze ſtecken; dann zog er die Depeſche, die ihm eben zugegangen war, aus der Brieftaſche und überreichte ſie dem Sänger. Dieſer las ſie, faltete ſie wieder zuſammen, gab ſie dem Fremden zurück und ſagte entſchloſſen:

„Ich werde kommen, ſagen Sie den Herren Directoren, ich werde kommen;" dabei war der Jüngling von ſeinem Platz aufgeſprungen und hatte gewiſſermaßen das Zeichen gegeben, daß die Sache abgemacht und der Agent verabſchiedet ſei.

Mr. Hammer erhob ſich ebenfalls von dem kaum eingenommenen weichen Seſſel, und ſagte etwas kleinlaut:

„Ihre Bedingungen?"

„Sind nicht nöthig," war die eben ſo geniale als lakoniſche Antwort.

„Aber Bedingungen erfordert doch jedes Geſchäft," bemerkte der erſtaunte Geſchäftsmann.

„Mag ſein; ich habe keine Bedingungen und

will auch an keine gebunden sein. Ich komme, das ist genug. Bevor ich abreise, will ich mit den Herren Directoren mich in Verbindung setzen, Ihnen sagen, welche Parthien ich singen werde, das ist Alles."

„So hoffe ich, daß Sie sich bald entschließen," sagte Hammer zögernd.

„Vielleicht morgen," erwiderte Oswald, „vielleicht in vierzehn Tagen, ich kann das nicht so lange voraussagen."

Der Sänger nahm die Einladung auf eine offenbar viel leichtere Schulter, als Mr. Hammer gewünscht hatte. Diese unbestimmte Zusage würde auch selbst Mr. Granger nicht befriedigt haben.

Der geschäftige Agent nahm daher einen neuen Anlauf und suchte Oswald Gautier zu bestürmen, entweder einen Contract in optima forma zu machen, oder auf dem allerkürzesten Wege gar die Reise gleich direct mit ihm anzutreten.

„Zudringlicher Geselle der!" dachte Oswald, war aber zu bescheiden, es laut auszusprechen.

„Mein Herr, die Sache ist abgemacht!" gab er mit großer Entschiedenheit zur Antwort, und machte eine Handbewegung, die ernstlich andeutete, daß er nicht länger incommodirt sein wolle.

Der Agent sah sich von dem leichten und vor-

nehmen Weſen des Künſtlers überwunden. An ein weit hergeholtes Geſpräch mit ihm, wobei das Aushorchen von Familien-Myſterien ein Hauptmotiv bildete, war nicht zu denken, und es blieb ihm nichts übrig, als nach Hut und Stock zu greifen und Lebewohl zu ſagen.

„Die Actien ſinken!“ dachte der Bankier aus Baxterſtreet, ſchlich durch den Garten des kleinen Paradieſes, und trat ſeine Wanderungen an, auf welchen wir ihn glücklicher Weiſe nicht mehr zu begleiten haben. —

15.

In der New-Yorker Gesellschaft.

Es ist Zeit, daß wir wieder in die New-Yorker Gesellschaft zurückkehren. Dort haben wir es wenigstens mit zwei wahrhaft harmlosen und glücklichen Menschen zu thun. Wir erinnern uns ihrer; sie haben ja nicht umsonst mit den blauen Vergißmeinnicht am Bache gespielt. Die kleinen Augen der Blümchen, die das erwachende Glück der zwei jungen Liebenden dort erschaut, sie haben es nicht weiter erzählt, und auch Philipp und Maria selbst haben darüber geschwiegen, aber

„Die Liebe, noch so stille gehegt,
Doch bald, gar bald aus den Augen schlägt."

Warum sollten die beiden Herzen auch länger verbergen, was sie so glücklich, so selig machte!

Zwei Herzen, die dem Leben mit ſo harmoniſchem Einklang entgegenjauchzten, — ſie mußten den Müttern, den Freunden und der Welt verkünden, daß ſie ſich liebten, daß ſie glücklich ſeien, wie zwei fröhliche Kinder, und daß — nun ja — und daß ſie heirathen wollten — vielleicht ſchon früher als über's Jahr.

Philipp war daher eines ſchönen Morgens, als Mrs. Montague mit ihrer liebreizenden Tochter Maria aus dem Bade von Saratoga in die Stadt zurückkehrte, auf den Flügeln der Liebe zur glücklichen Mutter geeilt, um ihr die Erklärung von den Intentionen zweier jugendlichen Herzen mit eben ſo vielem Humor als großer Feierlichkeit abzulegen.

Der reichen Wittwe Montague konnte nichts erwünſchter ſein, als eine Verbindung ihrer einzigen Tochter mit dem eben ſo wohlhabenden und faſhionablen Mr. Philipp Temple. Der junge Mann hatte eben ſo wohl das Herz der Mutter als der Tochter gewonnen. Seine ewig gute Laune, ſeine frühzeitige Unabhängigkeit in geſchäftlichen Dingen, ſein freies, keckes und zugleich energiſches Weſen gaben der klugen Weltdame, die eine ſcharfe Beurtheilung für ſolche gute Eigenſchaften und deren Tragweite hatte, eine ſichere

Gewähr für die „gute Wahl" der Tochter. Es war daher nicht zu verwundern, wenn Mrs. Montague den geliebten Sohn in ihm ohne große ceremonielle Förmlichkeiten in und an ihr Herz schloß, und dabei beschloß, dem Kreise ihrer theilnehmenden Freunde, die während der Intervalle in der Badesaison in der nächsten Woche alle in der Stadt sein würden, eine heitere Soirée zu veranstalten und die Verlobung ihrer Tochter mit Mr. Temple feierlich anzukündigen.

Es war bisher in der eleganten Gesellschaft New-Yorks kein Styl, lange vor den Hochzeiten Verlobungen festlich zu feiern; allein Mrs. Montague war genial genug, von den häufigen Regeln dann und wann einmal eine Ausnahme zu machen und die eine oder andere Sitte zu adoptiren, welche die „Fremden," d. h. die eingewanderten Deutschen oder Franzosen guter Erziehung, aus ihrer alten Heimath mit herübergebracht hatten. Auch wäre es ihr durchaus nicht angenehm gewesen, eine passende Gelegenheit zu einem schönen Feste unbenutzt vorübergehen zu lassen, denn Mrs. Montague liebte es vor allen Dingen, ihre Freunde so häufig wie möglich um sich zu versammeln und ihren Luxus mit gutem Geschmack in ihren gastlichen Räumen zu entfalten.

Während wir die Mutter, mit dieſen und anderen Gedanken beſchäftigt, allein laſſen, ſehen wir den faſt verklärten Philipp ſich zu den Füßen ſeiner ſchönen Verlobten ſchmiegen und wie im Rauſche der Seligkeit ihr das Geſtändniß ſeiner Liebe mit der Beredtheit wiederholen, zu der die Jugend befähigt wird, wenn die Fülle von Wonne und Gefühlen im Herzen überſtrömt und der rieſelnde Quell ſeinen ſanften Nachhall findet in dem lächelnden Thal, wo die blauen Vergißmeinnicht ewig blühen. Die junge Braut lächelte ſtill und ließ es geſchehen, daß er ſie ungeſtüm in ſeine Arme preßte und den Kuß der Verlobung auf ihre roſigen Lippen legte. Dann ſchied er von ihr, um ſie den ſüßen Traum ihres ganzen ſeligen Liebesglücks träumen zu laſſen, und auf den Schwingen dieſes Glücks zur Mutter und Schweſter zu eilen, die daheim ſaßen und — wie man zu ſagen pflegt — an nichts dachten.

„Maria iſt meine Braut," jubelte Philipp, als er wie ein kleiner Sturmwind in das elterliche Haus flog. „Maria iſt meine Braut," wiederholte er, ehe er ſich noch des Schloſſes an der Thür des Parlours bemächtigt hatte, um ſie zu öffnen.

„Was iſt da geſchehen?" rief Margaretha

und ſprang erſchrocken über den Ungeſtüm ihres Bruders von der Seite des Herrn Warner auf, da ſie die Worte Philipp's nicht verſtanden hatte. „Was iſt mit Dir, Philipp?" rief ſie ihm entgegen.

„Du fällſt ja mit der Thür in's Haus!" ſagte Mr. Warner in gemeſſenem Tone.

„Du haſt ein Schweſterchen, Margaretha!"

„Was ſagſt Du, Philipp?" fragte die Mutter indem ſie ihre goldene Brille von dem Naſenzipfel herunterfallen ließ und die Hände mitſammt ihrem Arbeitszeuge erſtaunt in den Schooß legte. Philipp war ſchon auf die Mutter zugeeilt, hatte ſie in ſeine Arme geſchloſſen und auf die Stirn ihr den Kuß gedrückt.

„Dir, liebe Mama, führe ich eine zweite Tochter zu," antwortete der Sohn mit einem Ausdruck unausſprechlicher Seligkeit.

„Maria Montague?" fragte ſie lächelnd.

Philipp nickte blos mit dem Kopf, aber küßte ſie wieder. Und die Mutter küßte ihn auch, und zwar mit jener Herzlichkeit, mit der nur eine Mutter küſſen kann.

Margaretha ſtand ſchweigend und blickte vor ſtummer Verwunderung nur Philipp an. Da plötzlich ſchoß eine Thränenfluth aus ihren Augen, und an das Fenſter tretend, erblickte ſie Granger,

der ſich der Thorſchwelle näherte, um die Klingel zu ziehen.

„O Mr. Granger!“ ſagte ſie, „gerade zu dieſer ungelegenen Stunde.“

„Wir ließen ihn beſſer nicht vorkommen,“ wandte die Mutter ein.

„O laßt alle Welt kommen und wiſſen, daß ich heute ein König bin, König aller glücklichen Sterblichen,“ und Philipp eilte zur Thür, Granger zu empfangen.

„Eliot! Eliot! Maria iſt mein!“

„Das wußte ich längſt, mein Freund!“ erwiderte Eliot und reichte ihm die Hand. „Ich gratulire und wünſche baldige Hochzeit.“ Dabei warf er einen Seitenblick auf Margaretha, die noch immer ſtill und in Thränen daſtand.

Warner ſchien dieſe Thränen nicht zu bemerken — oder wollte er ſie nicht bemerken? — Er ſprach mit der Kälte eines blaſirten jungen Mannes die Gratulation zur Verlobung Philipp's aus, blickte nach der Uhr, und beeilte ſich, von Margaretha Abſchied zu nehmen, indem er ſie küßte und bei der Gelegenheit ihr Einiges in's Ohr flüſterte, daß, wie Mr. Granger ſelbſt glaubte, Bezug auf ihn habe.

„Mr. Warner wird eilen, die große Neuigkeit

möglichſt ſchnell dem Kreiſe unſerer Freunde mitzutheilen. Daß er dabei Mrs. St. Juſt nicht vergeſſen ſoll, wird man wohl nicht erſt zu erinnern brauchen.“ Mr. Granger ſagte das mit einem hämiſchen Sarkasmus.

„A propos, vergeſſen Sie dann auch nicht,“ fuhr er im leichten Converſationston fort, „ihr zu erzählen, daß die Oper neue Reizmittel erhält. Ein wahres Zugpflaſter für die kunſtliebende Welt, Monſieur Oswald Gautier, iſt im Anrücken. Mr. Maretzcek erzählte mir ſo eben, daß er ſchon in den nächſten Abenden in Norma oder Stradella, ſpäter dann vielleicht auch im Freiſchütz und in anderen deutſchen Opern auftreten werde.“

Warner übernahm ſchweigend den ominöſen Auftrag, ohne dabei eine gewiſſe Befangenheit verbergen zu können. Dann empfahl er ſich.

Margaretha ſah ihn ſcheiden, ruhig und ernſt mit einem Auge, deſſen eben geweinte Thränen es ſchöner denn je erglänzen ließen. Sie ſelbſt ſtand da in der Majeſtät eines nach und nach über ſie gekommenen, aber ſchmerzlich errungenen Bewußtſeins, deſſen Stimme in ihrem Innern fort und fort flüſterte: Wir haben uns nie geliebt! — —

Sie ſchritt ſiegreich wie eine junge Heldin,

die das Heiligſte, was ſie beſitzt, die Freiheit ihres Herzens, gerettet hat, zum glücklichen Bruder, der in ein Geſpräch mit der Mutter ſich vertieft hatte, umarmte ihn mit Innigkeit und ſagte: „Du wirſt glücklich ſein, denn Du liebſt und wirſt wieder geliebt.“

Eliot beobachtete den Sturm, der ihr Inneres bewegte, und ein Triumph ſtrahlte aus ſeinen Mienen.

Unſer Held war keine von jenen leicht entzündbaren Naturen, die, wie die Waſſerlilie von jedem Weſtgeſäuſel bewegt, von der Koketterie gefallſüchtiger Mädchenherzen erregt wird; deren Pfeile hatten an Eliot Grauger ihre Spitzen verloren. Aber die Natürlichkeit eines Weſens wie Margaretha's hatte auf ihn noch einen nachhaltigen Eindruck geübt, und der Gedanke, ſie wirklich zu beſitzen, ſchlich über das düſtere Herz dieſes Mannes. Seit Monaten war es ſein Streben, das junge Weib in den Zauberkreis ſeiner magiſchen Gewalt zu ziehen. Seit Monaten hatte er durch gifthauchende Einflüſterungen die Herzen der Verlobten gegenſeitig zu entfremden geſucht und den Hang Harry's zur Treuloſigkeit durch allerlei intriguirende Einflüſſe unterſtützt. Jetzt war es geſchehen. Der ſchwache, thateuloſe

Warner war dem Netze der routinirten Dame St. Juſt verfallen; der ſanfte und natürliche Liebreiz, die ſtille Tugend Margaretha's hatten ihn nicht zu feſſeln vermocht; ſeine ganze Liebe war nichts wie ein Rauſch kurzer Bewunderung, der glücklicher Weiſe endete in der noch eben rechtzeitigen Erkenntniß Beider und in ihrem vollbewußten Ausſpruch: Wir haben uns nie geliebt!

Seit Monaten hatte Granger keinem andern Gedanken mehr nachgehangen, als dem, Margaretha heimzuführen. An dem Tage des zehnten September, ſeinem Geburtstage, dem dritten Jahrestage nach dem Sterbetage der Tante, an jenem Tage, wo der geheimnißvolle Schrank im Geiſterhauſe ſich öffnen ſollte, hoffte er ſie ſeiner Hand prieſterlich antrauen zu laſſen, wollte er ſie als ſein Weib umarmen. Dieſe Hoffnung, dieſer Beſchluß ſtanden ſo lebendig und feſt in ſeiner Seele, daß kein Gott es hätte wagen dürfen, daran zu zweifeln. Mit der verglimmenden Aſche des geraubten Heirathsdocuments war jeder Schuldbrief, wie er ſich auszudrücken pflegte, zwiſchen ihm und Franziska Spezzia vernichtet; — der überläſtige Bräutigam war, ſo weit es ihm einſtweilen dienlich, beſeitigt, und der Reichthum, dieſe Wünſchelruthe des Glücks, ſollte ſich am ge-

heimnißvollen zehnten September in ſolchem Maße verſtärken, daß er Allem Trotz bieten könne, was ſeinen Wünſchen ſich noch irgendwie in den Weg ſtelle.

Und in dieſem Siegesgefühl näherte er ſich Margaretha, bot ihr die Hand, um ſie in den anſtoßenden Blumenerker des Parlours zu führen und auf die ſich entfaltende Purpurblüthe des Cactus aufmerkſam zu machen. Stolz und kalt wie Margaretha ſonſt den Männern gegenüber war, fühlte ſie, — wie ſehr ſie es haßte — von dieſem Manne eine gewiſſe Herrſchaft über ſich ausgeübt. Sie mußte ihm folgen, ſo wenig ſie es auch liebte zu thun. Aber ſo magnetiſch ſie im erſten Augenblick von ihm angezogen werden mochte, ſo mächtig fühlte ſie im andern ſich von ihm abgezogen durch eigene Imagination und Willenskraft. Sie gab ihm ein Widerſtreben kund, das er nicht liebte, ihm, dem ſonſt Alles ſich ergeben mußte, was er mit dem Schlangenblick ſeines Auges in Bann hielt. Bei Margaretha war das anders. Die Reinheit ihrer Seele, die Freiheit ihres Herzens, die Offenheit ihres Weſens hielten dieſer teufliſchen Zauberei das Gegengewicht. Ein klares Bewußtſein hatte ihr nach und nach eine ungezwungene Haltung und eine

Macht zum Widerstand verliehen. Dieser Widerstand nur reizte ihn und machten seine Wünsche lebhafter, glühender, seine Verfolgungen energischer.

Der zehnte September war bezeichnet in dem Familienarchiv des eisernen Schrankes im Geisterhause, als Geburts- und Sterbetag, warum nicht auch als Hochzeitstag? Dieser Tag, der überhaupt bestimmt schien, ein räthselhaftes Mysterium zu erklären, sollte das Buch seiner Ahnen noch mit einem Blatt bereichern, darauf seine glänzende Hochzeitsfeier mit Miß Margaretha Temple eingetragen stand. So war es der Wille Eliot Granger's.

Er wollte ihre Hand erzwingen — ihr Herz sollte sich ihm ergeben. Wo seine Kraft nicht ausreichte, mußte seine List angewendet werden.

Uebrigens hatte er schon längst bemerkt, daß er für heute wenigstens ein überflüssiger Gesellschafter in der Familie Temple sei, die den Eindrücken eines neuen Ereignisses sich augenscheinlich hingeben wollte. Auch mahnte die Stunde, in welcher er die Rückkehr des Herrn Harrison Hammer erwartete, den er — um es gerade herauszusagen — als Spion nach New-Orleans gesandt

hatte, und der mit den für ihn interessantesten Aufschlüssen um diese Zeit ungefähr eintreffen mußte.

Nach einem, dem Scheine nach etwas kalten Abschiede von Margaretha und nach einigen warmen Freundschafts- und Glückwunschversicherungen gegen Philipp und dessen Mutter sehen wir unsern Helden sich dem Omnibus anvertrauen und den Weg nach seiner eleganten Wohnung zurücklegen.

Kaum in die Nähe derselben angelangt, bemerkte er einen ungewöhnlichen Zusammenlauf vieler Menschen. Nur mit Schwierigkeiten konnte er den Eingang seiner eigenen Thür erreichen. Ein Gemurmel, welches durch die Menge ging, ließ ihn alsbald auf eine vorgenommene Arretirung schließen. Er beeilte sich, des Schellenzugs an seiner Thür habhaft zu werden, und als sein Diener erschien, dieselbe zu öffnen, mußte er erfahren, daß Herr Harrison Hammer gerade in dem Augenblick, als er von New-Orleans zurückgekehrt, hier vor den Stufen seines Hauses von der Polizei verhaftet und einige Minuten nachher in's Gefängniß abgeführt worden sei. Die Fama hatte mittlerweile unter der neugierigen Zuschauermenge verbreitet, der Ertappte sei der Hauptmann einer gefährlichen Falschmünzerbande in Baxterstreet No.**

Der Eindruck, den dieſe Mittheilung auf den Humor des Herrn Granger machte, war kein angenehmer, wie er ſich ſelbſt geſtand, als er erhitzt und ermüdet ſich auf die weichen Polſter ſeiner Ottomane niederwarf.

Als der Diener nach ſeinen Befehlen zu fragen kam, verlangte er Eiswaſſer. Nachdem er eine ſilberne Kanne, deren Glanz von der Kälte ihres Inhalts matt geworden war, nebſt einem ſilbernen Trinkbecher auf einer Schaale von gleicher Arbeit und Koſtbarkeit gebracht und den hellſprudelnden Trank dem Gebieter dargereicht hatte, hieß Letzterer die Glasfenſter noch öffnen, damit eine leichte Briſe durch die halbgeöffneten Blenden der gegenüberliegenden Fenſter ſtreichen und die entſetzlich niederdrückende Hitze abkühlen könne.

Als die Stunde des Diners, das er im Aſtorhaus gewöhnlich einnahm, anrückte, wagte der Diener nicht, ihn mit der Erinnerung daran zu ſtören, um ſo weniger, da die Hitze von Minute zu Minute überhand nahm und Mr. Granger ſich einer leichten Ruhe hingegeben zu haben ſchien.

Endlich erwachte er von ſeinem hinbrütenden Schlummer, da die Sonne ſchon tief im Weſten

ſtand. Neu belebt und mit größerer Energie in ſeinem Weſen raffte er ſich empor, riß die Fenſter auf, um die beim Sonnenuntergang vom Meer herüberwehende friſche Luft mit vollen Zügen einzuathmen, dann warf er ſeine Kleider ab und legte mit Hülfe ſeines Dieners andere an.

„Musquito haben mich gequält," klagte er, während er dies that, ſeinem galonnirten Martin. Aber Martin ſchwor, daß in dem ganzen Hauſe Mr. Granger's, das ſorgſam kühl wie ein Eishaus gehalten werde, beim beſten Willen keine Musquito zu leben im Stande ſei.

„Ich ſage Dir, Musquito waren's."

„O, Grillen waren's," dachte der Alte und widerſprach nicht.

Welcher Gattung von ſtechenden Weſen dieſe Thiere in der Naturgeſchichte wirklich angehören mochten, ich weiß es nicht; jedenfalls waren es ſolche, die ſein Gewiſſen ſtachen und für eine kurze Zeit arg peinigten.

Aber auch nur für kurze Zeit, denn kaum eine Stunde ſpäter ſehen wir unſern Helden elegant und kühn wie der Löwe des Tages über den Broadway eilen und auf deſſen breiten Trottoirs mit den anderen Löwen Arm in Arm luſtwandeln.

Seine Laune, sein Witz sprudeln unaufhaltsam und bieten den Dandies mehr denn je Stoff zu lautem Gespött und Gelächter. Sie sind entzückt, die für diese Stunde alleinigen Beherrscher der New-Yorker Pflastersteine, sie schwingen ihre Scepter, die Reitgerten, hoch in die Luft und von heute an wetten sie darauf, daß Eliot Granger der nobelste Löwe und der geistreichste und coulanteste Mann von ganz New-York ist.

Um den Tag würdig zu beschließen, ladet er die ganze Gesellschaft zu einem flotten Champagner-Abend in Taylor's Salon ein, und Niemand denkt daran, daß mit der am heutigen Tage vorgenommenen und in allen Abendblättern zu lesenden Verhaftung des Wucherers und Falschmünzers Harrison Hammer, dem Löwen ein gewaltiger Strich durch die Lebensrechnung gezogen ist. —

Das Geschick Harrison Hammer's — — —?

Pah! um das, meinte der Löwe, brauche man keine Furcht zu haben. Den hilft sein diebischer Genius schon aus der Klemme. Aber wie mag es mit den Jungens da unten stehen? Das mögen die Dämonen selber wissen, ihn kümmerte es nicht. Wahrlich, die Sorge um Andere sollte dem Helden auch noch ein Haar bleichen!

Was eigentlich den großen Bankier aus Bax-

terſtreet dieſen unerwarteten Empfang im Stadtgefängniß vorbereitet haben mochte, — ich habe es niemals genau erfahren können. Oftmals bin ich geneigt geweſen anzunehmen, jener Brief, den der Hauptmann in ſeiner eigenthümlichen Kunſtſprache von New-Orleans aus an ſeinen Stellvertreter gerichtet hatte, möge aufgefangen und von den ſchlauen New-Yorker Poliziſten enträthſelt worden ſein. Denn von dieſen Poliziſten habe ich mir ſagen laſſen, daß es wahre Künſtler und Schriftgelehrte darunter gebe, die die Sprache der Diebe ſo gut verſtänden, als ob ſie ihre eigene ſei.

Was die Geſellen anbetrifft, ſo hatten dieſe den in jenem Briefe befohlenen Rückzug nicht angetreten, denn zugleich mit des Hauptmanns Verhaftung, ſo hieß es, ſei das ganze Neſt, das man in einer tiefen Höhle in Baxterſtreet gefunden, ausgenommen worden. —

16.

Unter und über der Erde.

Dank der Rückſicht, die der Frevler eben ſo wohl wie der Geſittete noch bisweilen vor der Oeffentlichkeit zu nehmen hat, blieb der armen, aber noch immer ſchönen Signora Spezzia, die wir in einem Zuſtande der Verzweiflung verlaſſen haben, wenigſtens für eine kurze Weile noch — für eine lange bedarf ſie's nicht mehr — ihr Aſyl in dem ſchrecklichen Geiſterhauſe gewährt. — Nicht aus Rückſicht für ſie, die ſie ſo rückſichtsvoll im Leben war und ſo voll Güte und Liebe, daß ſie eine Welt voll Liebe wieder hätte beanſpruchen dürfen — nicht darum duldete der Beſitzer des Geiſterhauſes ihr ferneres Daſein darin, ſondern nur, weil er vermeiden wollte, „Aufſehen in der Oeffentlichkeit zu erregen."

Verſchiedene Gründe hatten ſie aus ihrem bis dahin bewohnten Boudoir vertrieben und eine einfach weißgekalkte Zelle in dem unbenutzten Flügel des großen Hauſes ſeither bewohnen laſſen. Nicht daß die unheimlichen Laute, die das ganze Gebäude durchtönten, ſie hier weniger beunruhigt hätten, o nein, im Gegentheil; nur kündeten ſie unmittelbarer die Nähe der Geiſter und ließen ihre Klagen weniger dumpf an ihr Herz ſchlagen. Hier züngelten nicht fortwährend die Flammen ihres Herdes, wie ſie von dem letzten Reſt ihres Trauungs-Certificats aufſchlugen, nach ihrem armen Haupte, wenn es im brennenden Fieberwahn erglühte, hier hallten die Wände nicht nach von dem frevelhaften Hohn des Mannes, den ſie geliebt, wie kein Weib wieder lieben kann, dem ſie Alles hingeopfert und hingegeben, was ſie beſaß. Hier drangen die Erinnerungen weniger heftig auf ſie ein als in ihrem ehemaligen Gemach, wo alle die Gegenſtände die ſtummen Zeugen ihrer entſetzlichen Noth und Verzweiflung waren. Ihr jetziges Gemach lag neben dem großen Sterbeſaal der Tante und war durch eine dicke Wand von dieſem getrennt. An eben dieſer ſelben Wand, auf einem kraß-weißen Hintergrunde, hing ein Crucifix von ſchwarzem Ebenholz, ein altes italie-

nisches Kunstwerk, dem einzigen, was sie neben ihrem scharfgeschliffenen Dolche aus ihrer theuren, himmlisch-schönen Heimath noch besaß. Um dieses dunkle Bildniß hing anmuthig geschlungen ein welker Kranz von blauen Ernteblumen und Aehren, die sie sich auf ihrem letzten Gange in's Freie zusammengerafft hatte. Vor demselben stand ein hölzerner Betschemel, und auf diesem lag hingegossen die trauernd schöne Magdalena, Franziska Spezzia selbst. Ihr dunkles langes Haar war aufgelöst und umschattete ihre Gestalt in dem weiten, faltenreichen, blendend weißen Nachtgewande. Man glaubte sie schluchzen zu hören, aber doch, sie weinte ja nicht, sie betete nur. Ihr Auge, bar des Glanzes, mit welchem es unter der ungetrübten Bläue ihres südliches Himmels sonst gestrahlt, richtete sich unverwandt zum Bilde ihres Erlösers, und das Geisterklopfen in der Wand, dumpfe Schläge wie die eines werkthätigen Hammers, schreckten sie nicht mehr, wie sehr sich dieselben auch seit den letzten Tagen verstärken und verdoppeln mochten. Sie fürchtete ja nichts mehr; ihr zweites Kleinod, das bekannte Stilet, lag ruhig in einem kleinen Wandschrein neben ihrem Crucifix, dem Symbol des ewigen Friedens.

O nein, sie fürchtete nichts mehr auf dieser

Welt, nur das Eine, und darum betete sie ja Tage und Nächte, daß es sich erfüllen möge."

„Und was war dies Eine?"

Sie hatte im fernen, schönen Vaterlande noch einen Freund, der zugegen war, als eines Tages vor dem Aufgang der Sonne in der kleinen gothischen Capelle zur heiligen Jungfrau in Florenz von einem alten Mönch ein Trauungsact vollzogen wurde. An diesen Freund hatte sie sich auf den schwierigsten Umwegen gewendet, um einen Auszug aus dem Register dieser Capelle, der ihre Trauung an jenem Tage mit Herrn Eliot Granger bekundete, zu erlangen.

Aber der Weg war so weit, die Zeit schon lange her, und der Freund konnte längst gestorben, der Bund zweier Herzen ausgelöscht sein wie ihre Liebe. Auch war es so schwierig für sie, die sie ja keine befreundete Seele in dieser fremden Welt hatte, so hülflos und allein einen Brief nur zu befördern, und noch schwieriger, einen zu empfangen.

In dieser Noth hatte sie sich eines einzigen schönen und ehrlichen Antlitzes erinnert, und auch seines Namens war sie sich noch dunkel bewußt. Es war Philipp Temple. An ihn richtete sie ihre Bitte, daß er die Antwort ihres nach Florenz gesandten Briefes entgegennehme und dieselbe als

ein Heiligthum bewahre, bis sie sie abfordern lasse. Für diesen Dienst hatte sie eine jener mürrischen Dienerinnen gewonnen, deren Bekanntschaft wir ja schon vor drei Jahren, bei der Unterzeichnung des Testaments der Tante, gemacht und deren Aeußeres wir so harmonisch mit dem des Geisterhauses erachtet hatten.

Ihr jetziger Aufenthaltsort war daher dem ihr vom ersten Augenblick an ergebenen Freunde ein Geheimniß geblieben. Er forschte auch nicht weiter nach demselben, aus Hochachtung vor ihr.

Seit Wochen, ja seit Monden schon hatte sie mit einer Fieberangst auf diese Antwort geharrt. Tage und Nächte hatte sie darum gebeten, daß der Trauungsschein eintreffen möge, der die eheliche Geburt ihres Kindes bezeugen könne.

Nur diese Antwort — nur diese, bevor sie ihr Kind gebar.

Für den Augenblick lag die ganze Sühnung ihres furchtbaren Geschicks in der Erlangung dieses für sie so wichtigen Documents. Es war, als ob die guten Geister sie mit diesem Trostmittel in Schlummer wiegten und alle diejenigen der Rache sich ergeben hätten. Nur einmal noch flammten sie auf in dem Hirn der Italienerin zur wilden Raserei, und zwar als Mr. Granger, un-

verschämt genug, an ihre Thür trat und zum Besuche sich anmelden ließ. Die Antwort, die sie seiner Anmeldung entgegnen ließ, machte ihm begreiflich, wenn er es bis dahin noch nicht gewußt hatte, daß er tief verachtet — ja gehaßt werde, da, wo er einst geliebt und angebetet wurde. Des Weibes Hoheit und Stolz — der Italienerin Leidenschaft und Rache, die nur zu schlafen schien, hatte er aus dieser Antwort nicht nur kennen, sondern auch fürchten gelernt, er, der bisher nichts gefürchtet hatte. Er vermied es, der „Aufregung in der Oeffentlichkeit" wegen, sie wieder zu bestürmen. Es war eine Wohlthat für sie, daß er es that. —

Die Einsamkeit ihrer öden Zelle war eine furchtbare Mitgift ihres Schmerzes. Aber der Schlaf half ihr die Einsamkeit tödten — der Schlaf, der sich so mitleidig auf ihre todtmüden Wimpern senkte und ihre Schmerzen stillte.

Und auch der Traum gesellte sich zu ihr und führte sie sacht und milde zurück zu den blühenden Myrtenhainen ihrer heimathlichen Auen, wo sie im heitersten Jugendlächeln und in ihrer holdesten Grazie den Offenbarungen ihres begeisterten Herzens gefolgt war und unter dem ewig lächelnden

Himmel Italiens nur Glück und Liebe gekannt hatte.

Aber ihr Leben und ihre Kräfte siechten langsam dahin, und Zeit war es, daß ihr letztes Sehnen sich erfüllte. Darum hatte sie die einzige, ihr aus Interesse und auch aus Mitgefühl noch etwas wohlgesinnte Dienerin gebeten, zu einer gelegenen Zeit nach dem Geschäftshause Philipp Temple's zu gehen und wegen der Ankunft des Florenzer Briefes zu fragen. Nach diesem gegebenen Auftrage suchte sie sich zu gedulden, so viel es möglich war, und an den sich regelmäßig wiederholenden Schlägen der Geister in den Wänden zählte sie, wie lange sie etwa noch zu warten habe, bis Antwort zurückgekommen sei.

Dabei überraschte sie denn der mitleidige Schlaf, und auf dem weißen Linnen ihres Bettes ausgestreckt, begann sie zu phantasiren und zu träumen. — Aber ihre Fieber hatten heute zugenommen, und die Bilder ihrer Seele im Schlafe spiegelten nicht mehr das holdselige Jugendlächeln, die Grüße ihrer Heimath von ihren Lippen zurück. Es war ein stiller Sonntag-Nachmittag, so still Alles ringsumher und in dem großen Gebäude, daß selbst die Geister zur Ruhe gegangen zu sein schienen. Die heiße Augustsonne warf glühende

Strahlen durch die hohen nur dürftig verhangenen Fenster des Zimmers und ließ eine größere Fiebergluth denn noch zuvor auf die marmorbleichen Wangen des armen italienischen Weibes treten. Nur schwer athmete sie und redete im Traume unzusammenhängende Worte. Plötzlich regte sich Etwas in der Wand, und das Niederfallen eines klingenden Gegenstandes weckte sie auf.

„Wozu regst Du Dich, mein blanker Stahl?" sprach sie, und wendete ihren müden Kopf nur ein wenig seitwärts, um zur Erde schauen zu können, auf welche ihr Dolch, den sie in dem kleinen Wandschrank neben dem Crucifix aufbewahrte, hingefallen war. Zu schwach, um über die Ursache dieses plötzlich sich ereignenden Zufalls nachdenken zu können, setzte sie leise, langsam wieder entschlummernd, hinzu: „Zücke nicht nach seinem Herzen, — o nein, thu' es nicht!" und in abgebrochenen Sätzen, mit einem Jammer und Klagelaut, der Steine hätte erweichen müssen, fuhr sie fort: „Aus der tiefen Grameswunde meines Herzens fließt ja Blut genug für Dich und für mich. — O laß mich nicht noch mehr erdulden müssen. — Doch Du — Du brauchst es nie zu kennen — nie meiner schweren Seufzer still Verhauchen —"

„O kranke Frau!" unterbrach ſie plötzlich eine heiſere Stimme.

„Seid ſtill, ihr Geiſter — o, erdrückt mich nicht!"

„Was iſt Euch, arme Frau? Erwachet doch und hört mich einmal an."

„Was willſt Du hier? Biſt Du ein Geiſt?"

„O nein, das bin ich nicht; ein armer Sterblicher nur, der Schutz ſucht." Bei dieſen Worten öffnete ſich weit die aus braunem Holz geſchnitzte Thür des Wandſchreins, der wahrſcheinlich ehemals einem Heiligen oder doch einem Penaten des Hauſes zum Sitz gedient haben mochte, und der Lockenkopf eines bleichen, berußten Jünglings ſchaute durch die Oeffnung der Niſche.

„Schutz?" fragte ſie verwundert. „Schutz ſuche bei Madonna nur, — nicht hier."

„Nur hier kann ich ihn finden, ſonſt nirgends mehr."

„Sprich, wer Du biſt — und ſprich, was willſt Du hier?" rief die Kranke in einem erhöhten Tone.

„Wer ich bin, darüber laßt mich ſchweigen; nur geſtattet mir einmal den Durchgang durch dieſes Haus."

„Ich habe nichts dawider, doch bin ich nicht Herrin dieſes Hauſes.“

„Doch dieſes Zimmers, das weiß ich. Laßt mich hindurch paſſiren.“

„Wenn ich Dir dienen kann mit der Gewährung,“ — und langſam erhob ſie ſich vom Bette, auf das ſie ſich angekleidet niedergelegt hatte.

„So geh'!“

„Ja, das iſt leicht geſagt —“

„Aber, verwegener Menſch, — wenn Du keiner von den polternden Geiſtern dieſes Hauſes biſt, — wo kommſt Du her? Ich fange an Entſetzen vor Dir zu empfinden. Wer biſt Du, Eindringling in meine Zelle? Biſt Du gedungen, mich zu tödten? ſprich!“ und mit einem kühnen Griff und einer Haſt, deren man die beinahe Sterbende kaum fähig gehalten hätte, bog ſie ſich zur Erde nieder und raffte den niedergefallenen Dolch auf.

„Komm, wenn Du jetzt mit mir zu ringen wagſt!“ Zitternd an allen Gliedern, ſtand das arme Weib da, in ihrer Rechten die gezückte Waffe hoch emporhaltend.

Schnell verſchwand der Kopf, und die Thür des Schreins fiel wieder zu. Aber die Stimme

ließ ſich immer noch vernehmen und drang jetzt flehentlich zu dem Ohre der Signora.

„Ihr braucht Euch nicht vor mir zu fürchten," ſagte die Stimme; „ich ſuche ja nur Schutz bei Euch."

„Biſt Du ein Grabentſtiegener?"

„Ich bin ein Verirrter und verloren, wenn Ihr mir nicht helft."

„Helfen kann ich Euch? — o von Herzen gern, es iſt ja ſo ſüß — helfen — helfen —"

„Ich kenne Euch ſchon; ich habe ja Euren Klagen gelauſcht, da nur die Wand mich von Euch trennte. Eure Stimme hat mir Zuverſicht eingeflößt." Bei dieſen Worten legte er wie Jemand, der keinen feſten Grund unter den Füßen hat, beide Hände auf die Brüſtung der Niſche und trat kühner mit ſeinem Antlitz wieder hervor. Als er die erwachende Sympathie in den ausdrucksvollen Zügen der kranken Italienerin gewahrte, fuhr er fort: „O ſeid nicht böſe, daß ich Euch ſo erſchreckt habe. Mir blieb kein anderer Weg."

„Iſt dies ein Weg?" fragte ſie mit vorwurfsvollem Bedenken.

„O nein, gewiß nicht, aber ich bahnte ihn mir zum Wege. Und nun laßt mich Euch Aus-

kunft geben über mein Erſcheinen hier in dieſer ſeltſame Weiſe. Daß Ihr mich nicht verrathen werdet, das weiß ich. Aber helft mir nur, daß ich, ſobald die Nacht uns ihre Schatten leiht, entkomme aus dieſem wüſten Grabe, in dem ich umherirre, wie lange? — das kann der nicht ſagen, der nicht nach Tag und Nächten mißt und nur eine einzige ununterbrochene Nacht kennt. Die Ewigkeit, dünkt mich, kann ſich nicht länger ausdehnen, als dieſe endlos lange Zeit, die ich der Dunkelheit nun ſchon angehört habe.

„Doch laßt mich kurz ſein. Ich bin Falſchmünzer geworden. Ein finſteres Gelübde verſchwor mich dieſer Bande; ich diente nicht aus Neigung, nur treu dem Schwur, den ich geleiſtet habe und treu meinem einzigen Bruder, den ein unglücklicher Hang zu ſeinem finſtern Gewerbe feſſelte. Der Eid iſt gelöſt, — mein Bruder getödtet durch einen frevelhaften Schuß, den ein Ungeweihter auf ihn abgezielt hat, — die Bande entdeckt und ich — vielleicht der einzige von Allen — bin dem Schickſal entgangen, in die Hände der Häſcher zu fallen. Aus einer Höhle, ziemlich weit von dieſem Platze, bin ich durch einen unterirdiſchen Gang entkommen, deſſen unſichtbaren Eingang mein Bruder mich einſt kennen

gelehrt hatte. Ob zum Glück oder zum Unglück, ich weiß es selber nicht, fiel eine schwere Fallthür augenblicklich hinter mir zu und schloß mich von den übrigen Gesellen ab. Nur meine Blendlaterne leuchtete mir in diesem dunkeln Gange weiter fort, der, wie es scheint, in mehrere Ausgänge dieses Hauses mündet. Dasselbe muß ohne Zweifel früher einmal eine feste Burg meiner ehemaligen künstlerischen Vorfahren gewesen sein, denn eine zweite Werkstatt, vollständig ausgerüstet, glaube ich hier entdeckt zu haben."

„Ihr seid ein offener Geselle," sagte Franziska Spezzia lächelnd, die dieses enthüllte Mysterium zu interessiren begann. „Warum benutzt Ihr denn aber keinen andern der Ausgänge und warum macht Ihr mich gerade zu Eurer Mitverschworenen? —"

„Weil keiner der anderen Wege so sicher und heimlich, und auch keine der Oeffnungen so leicht zu durchbrechen ist. Ich habe schon mehrere Versuche gemacht."

„Und was willst Du denn etzt von mir?" fragte sie.

„Nichts als daß Ihr mir gestattet, heute noch bei Nacht und Nebel aus meinem dunkeln Mauerloche herauszusteigen und dann durch Euer Zim-

mer und durch jene Vorhallen hinab in's Freie zu kommen. Wenn Ihr das thut, so verſpreche ich Euch, wie geläutert hervorzugehen, allem Böſen zu entſagen und ein rechtſchaffener Mann zu werden."

„Um dieſen Preis möcht' ich mit meiner eigenen Ehre etwas wagen."

„Ich würde nach der andern Seite der Wand hin durchzubrechen verſuchen, allein das will mir nicht gelingen, eine ſchwere eiſerne Thür ſcheint dieſen Schacht, in dem ich zu Tageslicht hier gekommen bin, abzuſchließen. Hier hinter mir befindet ſich ein Schrank, dort iſt die Thür, gar ſchwer von Eiſen, hört!" und mit Mühe wendete er ſich in dem engen Mauerloch und ſchlug mit einem kleinen Inſtrument auf das Eiſen. Das war ein Klang, wie wenn die Geiſter rumorten.

Franziska Spezzia lauſchte bei dieſem Tone auf. Dann ſann ſie eine Weile nach und ſprach entſchloſſen:

„So nimm die Stunde wahr, wenn Du glaubſt ungefährdet hinwegkommen zu können, aber Du mußt Dich leiſe von meiner Thür bis zur Thür des Hauſes ſchleichen."

„Dafür laßt mich ſorgen, und dann laßt mich Euch danken mein Leben lang. Doch noch Eins,

was ich Euch zu ſagen habe, ehe ich wieder hinab-ſteige. Auf meinem dunkeln Wege hierher, in einem tiefen Gewölbe, ſtieß ich auf ein Verließ, das ein kleines Tönnchen mit einem ſchweren Inhalt barg. Ich zweifle nicht, daß es Schätze enthält, die den Menſchen auf der Erde nützen könnten. Erlaubt mir noch, daß ich daſſelbe Euch übergebe, Ihr mögt damit beginnen, was Euch gut dünkt."

„Ihr thätet beſſer, es ſelber mitzunehmen," bemerkte Signora Spezzia.

„Ich will nichts, was mich an mein vergan-genes dunkles Loos erinnert; ich ſagte Euch, daß keine Neigung, ſondern nur das Verhängniß mich gebannt hielten. So laßt mich frei und unbe-laden dem neuen Leben entgegengehen."

Der Strahl einer neuen Hoffnung glitt über das intereſſante Geſicht des Jünglings. Plötzlich hörte man auf der Vorhalle Schritte; der Kopf des Falſchmünzers bog ſich hernieder und ver-ſchwand. Die Thür des Schreins ſchloß ſich wieder, und in dem Gemach herrſchten die ſtille Ruhe und der heiße Sonnenſtrahl, der allgemach ſchräger zu fallen begann.

Auf's Höchſte aufgeregt durch dieſen ſeltſamen Vorfall, kniete Franziska Spezzia nieder und

ſenkte ihr fieberndes Haupt auf die Lehne des Betſchemels. Sie lag lange dort im Gebet verſunken, bis mit der ſinkenden Sonne Kühlung vom Meere durch das geöffnete Fenſter herüberwehte. Dann erhob ſie ſich etwas geſtärkter und muthiger als vorher. Der fabelhafte Falſchmünzergeſell in ſeinem Mauerverſteck hatte in ihr einförmiges Daſein Abwechſelung gebracht; ihr Gedankengang nahm einmal eine andere Richtung und verfolgte nicht nur die eine unglückliche Spur, die in das Labyrinth verzweifelter Liebe führte.

Als die dunkle Nacht angebrochen war, kündete der diesmal wohlbekannte Geiſt in der Mauer ſich mit einigen Hammerſchlägen an. Leiſe öffnete ſich der Schrein, und nicht ohne Anſtrengung hob der geweſene Falſchmünzer eine kleine, mit ſtarken kupfernen Reifen beſchlagene Tonne auf die Brüſtung des Schrankes. Franziska wollte ihm behülflich ſein und verſuchte dieſelbe anzunehmen, ihre Kräfte jedoch reichten nicht hin. Der junge Mann ſchwang ſich darauf mit einem behenden Satz empor und fand Raum genug, durch die Thüröffnung des Schreins ſeinem furchtbaren Kerker zu entrinnen. Die kleine Tonne brachte er eben ſo empor und übergab ſie Signora Spezzia, die ihn anwies, dieſelbe unter ihrer Bettſtelle zu

verbergen. Bevor er noch dieſen Auftrag ausführte, beſchaute ſie ſich den Gegenſtand rundum, und entdeckte auf der einen Fläche deſſelben eine tiefeingebrannte Inſchrift, aus welcher deutlich der Name „Oswald Gautier" zu leſen war.

Es herrſchte große Stille in dem Geiſterhauſe, und der Entfliehende hoffte, ohne die Gefahr, entdeckt zu werden, ſeinen Rückzug antreten zu können. Er eilte, von Franziska mit allen Zeichen eines von Noth befreiten und dankbaren Herzens Abſchied zu nehmen, warf ein kleines Bündel, darin unter Anderm ein Reſt von getrockneten Früchten und eine Feldflaſche, über die Schulter, und ſchlich, ſo leiſe er konnte, aus der Thür, aus welcher ihm Franziska Spezzia, gütig wie Madonna ſelbſt und mit Segenswünſchen wie eine Mutter, entließ. Er drückte ſich längs den Wänden und nahm genau den Weg, den ſeine Beſchützerin ihm bezeichnet hatte, die breite Wendelſtiege hinab bis zur Vorhalle, in der er ein kleines, nur leicht verſchloſſenes Fenſter fand, aus welchem er entſprang, frei wie ein Vogel in der Luft.

Franziska Spezzia trug das Bewußtſein einer guten That in ihrer großherzigen Seele. Zwar ſehr ſpät erſt, aber mehr beruhigt denn je, ſchlief

ſie ein in dem Glauben, ein junges und vielleicht edles Leben gerettet zu haben.

Am andern Morgen früh pochte es an ihre Thür. Die alte Dienerin ſchlich herbei, blickte mit unheimlichen Geberden in alle Ecken des Zimmers, trat näher an das Lager, zog aus ihrem großen Buſentuch einen Brief hervor und ſteckte ihn Signora Spezzia unter dem Bette zu, fürchtend, die Geiſter gar könnten ihr geheimes Thun verrathen.

Dann ſchlich ſie wieder hinweg, wie ſie gekommen war, ſchloß die Thür hinter ſich und fragte nicht, ob Lächeln oder Thränen über die Schriftzüge dieſes Briefes ſtrahlen würden.

17.

Sängerliebe.

Der geflügelte Geiſt des Enthuſiasmus war über die gute Stadt New-York gekommen, von der man außerhalb wahrſcheinlich die böſe Meinung hegt, daß er in „Soll und Haben“ aufgehe. Gegen ſolchen Irrthum möchten wir Gotham — ſo nennen die Spötter dieſe Weltſtadt an den Fluthen des majeſtätiſchen Hudſon — feierlichſt verwahren. Herald und Tribune, die täglichen Boten der großen und kleinen Tagesneuigkeiten, brauchen nur ein Signal zu geben; Maretzcek, der Opernunternehmer, hat nichts weiter nöthig, als einen großen Succeß in Academy of music voraus zu kündigen; in Chickerings Schaufenſter ſoll nur ein bleiches Antlitz mit einem dunklen Schnurr-

bärtchen ausgehängt und ein italieniſcher Sängername darunter geſchrieben werden, und halb New-York ſteht in Flammen — natürlich nicht in Alles verzehrenden, ſondern in ſolchen, die nach einigen Tagen glücklich gelöſcht ſind.

Zur Unterbrechung der Sommerſaiſon war in der Baderegion diesmal nichts als die einfache Ankündigung von „Norma" mit Parody in der Titelrolle und der Beſetzungs „Sever's" durch den gaſtirenden Sänger Oswald Gautier, von der Oper zu New-Orleans, erlaſſen, und die Academy of music, das reizende Opernhaus im obern Stadttheile New-Yorks, war, wenn auch nicht überfüllt, doch in all' ſeinen verſchiedenen Rangplätzen beſetzt. Der Erfolg war ein ſo eigenthümlicher, aber vollkommener, daß am nächſten Morgen nach der Aufführung in der ganzen Stadt nichts als der Name „Gautier" erklang. Da erſchien keine Dame in Stewart's Modenlabyrinth, ohne nach Handſchuhen à la Gautier und Shawls mit derſelben Deviſe zu fragen. Da war kein Blumenmädchen mehr am Broadway, das nicht ihr Blumenkörbchen à la Gautier zum Verkauf anbot, kein Stiefelwichſer an den Straßenecken, der nicht ausrief: „Boots blacked, Sir, à la Gautier?" Selbſt die Chineſen, die ſich aus ihrer himmliſchen Mauer

nach Chatam Square hin verirrt haben, boten ihre Cigarettos, abſonderlich diejenigen für Damen à la Gautier, feil. —

So großartig dieſer Triumph auch war, ſo wenig ahnte der Sänger ſelbſt davon. Ohne irgend eine andere Prätenſion, als „gefallen zu haben“ und das nächſte Mal „wieder zu gefallen,“ ſaß Oswald Gautier am folgenden Morgen nach der erſten Aufführung in einem Privatſalon des eleganten Aſtorhauſes, phantaſirte auf dem ſtaktonigen Flügel, und nahm einige Stellen ſeiner Parthie für die nächſte Oper durch. Nicht lange währte es, ſo wurde er durch die Meldung verſchiedener Perſonen unterbrochen. Der Operndirector und einige der bedeutendſten Mitglieder dieſes Inſtituts bezeigten ihm ihre Höflichkeit, und auch Freunde der Kunſt und des Geſanges ſtrömten in Maſſen herbei, ihm ihre Verehrung als Künſtler an den Tag zu legen. Unter dieſen war auch das Geſtirn des Tages, Mr. Granger. Er verdunkelte durch ſein glänzendes Auftreten vollſtändig alle die übrigen Sterne und drängte ſich derartig in den Vordergrund der Vorſtellenden, daß dieſe in natürlicher Beſcheidenheit ſich gänzlich unbeachtet hielten. Ja, es ſchien, als ob der Gefeierte von ihm gänzlich in Beſitz ge-

nommen werden ſolle und keine andere Huldigung dargebracht werden dürfe, als von ihm.

Der junge Sänger verhielt ſich dabei wie ein liebenswürdig ſchüchterner Knabe, der dem herrſcheuden Weſen eines ſolchen Löwen für den erſten Augenblick nichts als Ergebung entgegen zu ſetzen hat. Er folgte deshalb auch willig wie ein Lamm der Einladung auf den Abend, an welchem er ihn abzuholen wieder vorkommen werde.

Mr. Granger hatte dem Temple'ſchen Hauſe die Ehre, den Sänger vorzuſtellen, zugedacht. Er hatte die Anmeldung davon am Morgen bereits gemacht, und man ſah darin Veranlaſſung genug zum Arrangement einer brillanten Soirée. Abends verfehlte er die Stunde nicht, um den Sänger in einer offenen Kaleſche durch die belebteſten Straßen der Stadt dem Hauſe ſeiner Angebeteten zuzuführen.

Daſſelbe ſtrahlte heute in beſonderm Feſtglanze. Die hohen Flügelthüren ſtanden alle weit geöffnet, und aus den Salons führten die von indiſchen Teppichen ſtrotzenden Treppenfluchten ſanft anſteigend zu den Gallerien und Bibliotheken empor und hinab zu den tiefer liegenden Blumenhallen, von denen man niemals zuvor geträumt, daß ſie mit jenen in ſo unmittelbarer Verbindung

ſtehen könnten. Das ganze Innere des ſonſt ziemlich kalten Marmorhauſes hatte eine außerordentlich veränderte Phyſiognomie; die Pracht war durchaus nicht niederdrückend, ſondern hatte vielmehr etwas Behagliches und leicht und fröhlich Stimmendes. Beſonders aber der Duft, der den Orangen- und Myrtenblüthen entſtrömte, erfüllte die ganze Atmoſphäre und ſchuf ſie zu einem Meer voll Wonne, in welchem bereits die ausgewählteſte Elite der New-Yorker Geſellſchaft zu ſchwelgen ſchien.

Als Eliot und Oswald in die offene Vorhalle eintraten, entſtand eine Bewegung im Parlour, und die Geſellſchaft formirte unwillkürlich einen Halbkreis. Von den Schultern des Sängers entglitt ein reicher Sammetburnus, der von den Armen eines geſchickten Dieners aufgefangen wurde. Ein apolloniſch ſchöner Jüngling, zwar noch nicht in voller Manneskraft, aber doch ſchon an ihrer Grenze angekommen, trat aus demſelben hervor.

Philipp Temple, der die Stelle eines gewandten Wirthes an der Seite ſeiner Mutter vertrat, eilte dem längſt erwarteten Gaſt mit einer ungemein höflichen Begrüßung entgegen, ergriff ſeine Hand und führte ihn mit vieler Gewandtheit in den Kreis, ſtellte ihn allgemein vor und präſen-

tirte ihn dann beſonders Fräulein Marie Montague. Die junge ſchöne Braut, angeregt von all dem Glück, was ſie umgab, wußte ſogleich mit großer Lebendigkeit den Ton anzuſchlagen, der den Sänger in ein ihm ſo angenehmes Geſpräch verwickelte, daß er die unausgeſetzten Blicke der Neugier, die wie Pfeile auf ihn ſchoſſen, weniger ſcharf fühlte.

Mittlerweile ſuchte Eliot der Dame des Hauſes, die übrigens mit Commodore Montague in einem Geſpräch über künftige Familien-Angelegenheiten intereſſirt ſchien, ſeine ſchuldige Ehrerbietung zu beweiſen, und indem er vergebens nach Margarethen, nach Mrs. St. Juſt und endlich gar nach Harry Warner geſpäht hatte, bot er Mrs. Montague ſeinen Gruß und verſäumte nicht, in großer Vertraulichkeit den Glückwunſch zur Verlobung ihrer Tochter mit ſeinem Freunde Philipp, die, obgleich noch als Geheimniß, doch als ein öffentliches betrachtet wurde, auszuſprechen, der von der Mutter wohlgefällig lächelnd aufgenommen wurde.

„Man vermißt viele ſonſt ſo gewohnte Geſtalten," bemerkte Eliot nicht ohne einen leichten Schatten des Unmuths.

„Ueberhaupt," erwiderte Mrs. Montague,

„eine etwas ſonderbare Zuſammenſtellung der geſellſchaftlichen Elemente.“

„Man hat ſtets Mühe, beim Anfang einer neuen Saiſon ſich in den Kreiſen wieder heimiſch zu finden. Wo aber bleibt unſer anderes Brautpaar, Fräulein Margaretha und Warner? — und Madame St. Juſt, die ja ſonſt niemals fehlen durfte.“

„Haben Sie denn nicht gehört, was man ſich von ihr erzählt?“ fragte Mrs. Montague im heimlichen Tone. „Die St. Juſt war ehemals eine Madame Gautier und ſoll, wie man ſagt, die Mutter des jetzt ſo berühmten Sängers ſein.“

„O nein —“ that Granger verwundert.

„Wie intereſſant er ausſieht,“ fuhr ſie fort, „wahrlich auch keine Spur von der St. Juſt. So jugendlich und friſch, daß man nicht glauben ſollte, er komme aus dem unausſtehlich heißen New-Orleans. Welche feine Röthe —“

„Mit welcher jene auf den Wangen der ihm octroyirten Mutter den Vergleich nicht halten kann;“ war die ſarkaſtiſche Antwort des übelgelaunten Granger.

„Sie wollen doch unſerm feurigen Carmoiſinroth damit keinen Stich geben? Was in der Welt

wären wir Alleſammt heut zu Tage ohne Schminke?" ſagte die ältliche Dame mit ziemlich offenherziger Freimüthigkeit. Sehen Sie ſelbſt die junge Welt—"

Und alle Augen richteten ſich plötzlich nach einem Punkt auf die Gruppe der Ladies, die mit einem Mal unter den fächerartigen Blättern der großen Palmen am Eingange des Gewächshauſes hervortrat.

„Wie bezaubernd ſchön!" fiel Eliot ein, und konnte ſein Auge nicht wenden von Margaretha, die wie eine Königin in einfacher Hoheit in der Schaar von lächelnden Mädchen erſchien. Sie Alle hatten von der Blumenfülle den edelſten Gebrauch gemacht und in anmuthigem Zwiſchenſpiel ſich aus der Geſellſchaft in das Blumenhaus zurückgezogen, um ſich zu ſchmücken mit Roſen, Geranien und den Glocken der Fuchſien. Um Margaretha wollten die Freundinnen den Myrtenzweig ſchlingen, ſie aber wehrte es und nahm an deſſen Stelle eine dunkelgrüne Ranke, die ſie leicht und nachläſſig über die Locken legte. Den Myrtenzweig indeß trugen ſie zu Marie Montague, die, das Geſpräch mit Oswald unterbrechend, glückſelig lächelnd der neckenden Schweſtern Spiel geſchehen ließ und mit einem Blick den ſtrahlenden

Philipp ſuchte, der dieſen für all' die anempfohlene Zurückgezogenheit reichlich belohnte.

Eliot trat an Oswald heran, um die Lücke der Unterhaltung für ihn auszufüllen. Aber es war überflüſſig, denn das reizende improviſirte Tableau übte einen ſo magiſchen Eindruck auf das ideale Weſen des Sängers, daß er ſtill und ſtumm daſtand. War es eine niegehörte Sphärenmuſik, die ihn umgab, oder waren es die verlorenen Geiſter ſeines Jugendglücks, die das ſinnige Gemüth Oswald's wieder näher umſchweben wollten? — Er fühlte, als müſſe er ihnen Form, Geſtaltung und Leben geben in der Macht ſeiner Töne, und wiederum, als habe er das nicht von nöthen, als haben ſie das Weſen ſchon angenommen und ſeien ihm vor das leibliche Auge getreten in der Erſcheinung idealer Frauennaturen.

Er eilte, ohne es ſelbſt zu wiſſen, nach dem Piano hin, das längſt geöffnet ſtand, und griff in die Saiten des hellrauſchenden Inſtruments. Noch waren es wilde, ungebundene Töne, die ſeine Seele beſtürmten und die zu einem Accord, einem weichen, volltönigen Accord, gefügt ſein wollten. Dann geſtalteten ſie ſich zu einem ungeſungenen Lied, das er accompagnirte und das nur ſein Ohr vernahm, doch ſonſt ungehört, aber

doch nicht ungeahnt blieb von Allen — nein — vielleicht von Einer nicht, deren Herzen ſelbſt der Urquell dieſer Melodie entſtrömte. —

Sein Spiel ſchmetterte bald dithyrambiſch durch die Saiten und ging allgemach in eine ſchmelzende Phantaſie über, die ſich eines Jeden Gemüths unwiderſtehlich bemächtigte und die Gewalt der ſchlummernden Leidenſchaften in manchen Herzen erweckte.

Eliot wußte nicht, wie ihm geſchah. Die blaſirte Seele des Mannes begann zu zittern und das bleiche Bild Franziska Spezzia's trat ihm aus dem dunkeln Rahmen des Geiſterhauſes mit einer Schreckensmacht vor die erhitzte Phantaſie, daß er, in Angſtſchweiß gebadet, ſich in die verlorene Ecke einer abſeits liegenden Ottomane drückte. Niemals hatte er ſolchen Stimmungen eine Herrſchaft über ſich eingeräumt; auch diesmal würde er ſie triumphirend bemeiſtert haben, wenn nicht die gewaltſame Macht dieſer ſeltſamen Muſik einen förmlichen Bann um ihn gezogen hätte. Er hoffte einen Blick von Margaretha zu erhaſchen, der den Zauber zu löſen vermöge. Aber ſie vermied es, ihn anzuſchauen, den unheimlichen Mann, der, nachdem ſie eben den Frieden und

ihre Freiheit wieder erkämpft, mit magnetiſcher Gewalt ſich bei ihr eindrängen wollte.

Ein rauſchendes Finale hatte die Production zu Ende geführt und ein Ausbruch von Beifall erfolgte und wuchs zu einem wogenden Sturm. Der ſchüchterne Oswald ſuchte ſich eilends aus demſelben zu retten, indem er vom Klavierſtuhl aufſprang, mit einer leichten Schwenkung des Kopfes ſein flatterndes Lockenhaar aus Stirn und Augen zurückwarf und auf Margaretha zueilte, ihre Hand ergriff, die ſie an der weißen Büſte, an welcher ſie gelehnt ſtand, herabhängen ließ, um ſie zu küſſen.

Die von den Tönen berauſchte Geſellſchaft erkannte nichts Anderes in dieſem genialen Benehmen, als den Ausdruck des Dankes, den der Künſtler in dieſem Kuſſe allen Anweſenden kund that, und hielt ſich dadurch zu wiederholtem Applaus aufgefordert.

Ein faſt beängſtigendes Echauffement trat ſichtlich auf die Wangen des Sängers, der es verſtanden hatte, in „Liedern ohne Worte" die Menſchen ſchon ſo mächtig zu begeiſtern. Er bat um ſeinen Burnus und verlangte nach dem Wagen, um ſich der heiter erregten Geſellſchaft und einem Eindruck zu entziehen, von dem er ſich

ſelbſt eben ſo wenig wie Andere Rechenſchaft zu geben wünſchte, der ihn aber ſo gewaltig beſtürmte, daß er fürchten mußte, er werde bei längerem Verweilen unfähig zum Auftreten in der Oper am folgenden Abend ſein.

Philipp Temple legte beim Abſchied alle Sorgfalt für den liebenswürdigen Gaſt an den Tag, und dieſer dispenſirte Eliot Granger von der gaſtlichen Pflicht, ihn wieder nach dem Hôtel zurück zu begleiten. Eliot war deſſen herzlich zufrieden. Müde und abgeſpannt, auch etwas mißvergnügt über eine augenſcheinliche Kälte, die Fräulein Margaretha in ihrem ſtillen ruhigen Benehmen an dieſem Abend zeigte, ſuchte er ſein einſames Eckchen in der Ottomane. Aus ſeinen Zügen, die eine außerordentliche Schlaffheit angenommen hatten, ſprach weniger das böſe Gewiſſen des Mannes, als eine vollſtändige Abgeſtumpftheit ſeines innern Lebens, von dem, wie er ſich ſelbſt geſtand, nur außerordentliche Enthüllungen am zehnten September und — Geld — mehr Geld — ihn neu wieder erwecken könnten. Als Philipp, der den lieblichen Sängergaſt zum Wagenſchlag begleitet, zurückkam, ſetzte er ſich vorübergehend eine kurze Weile zu ihm nieder. Wie wenn nur höchſtens ein eiferſüchtiger Gedanke

die matte Seele Granger's noch beschäftige, war die erste Frage, die er an Philipp richtete: „Wo bleibt doch Warner heute?"

„Seit etwa acht Tagen hat meine Schwester ihm ihre Resignation kund gethan!" war die Antwort Philipp's.

„Und wie hat er sie aufgenommen?" fragte er weiter und verrieth etwas mehr Leben in seinen todten Mienen.

„Sentimental!" sagte Philipp und zog dabei die Schultern. „Gerade so, wie sich erwarten ließ. Sein neues Verhältniß mit der Mrs. St. Just war mir längst kein Geheimniß mehr."

„So kam ihm der Entschluß Margarethens ohne Zweifel gelegen," sagte Granger.

„Ich bin fest überzeugt und glücklich, daß sie ihn mit so großer Entschiedenheit ausgeführt hat."

„Nun wird sie einen Andern beglücken können," bemerkte Eliot tief bedeutungsvoll, und heftete seinen Blick mit neu erwachter Leidenschaft auf Margaretha, die schräg gegenüber in der Front des Parlours ihren Sitz auf dem Sopha zwischen Maria Montague und Elise Headly eingenommen hatte. Die drei Mädchen, wahre Grazien an Schönheit und Lieblichkeit, wie sie da saßen, glaubten sich unbemerkt in ein interessantes Ge-

ſpräch vertiefen zu dürfen. Aber das war ein Irrthum, denn als Margaretha den Blick aufſchlug, begegnete er dem magnetiſchen des bleichen Eliot Granger. Sie ſchauderte und erblaßte ein wenig.

Granger athmete auf und fühlte ſeine geheimnißvolle Kraft wiederkehren, die durch die Gegenwart des Sängers, wie er beinahe zu glauben anfing, und durch deſſen Zauberſpiel gelähmt worden war.

Margaretha ſtockte einige Augenblicke in dem bis dahin ſie ſo intereſſirenden Geſpräche, indeß ihre beiden Freundinnen ungeſtört fortfuhren.

„— — Ja, wenn das ſo iſt," ſagte Marie.

„So iſt es, ich kann es Euch verſichern," war die Antwort der kleinen, etwas geſchwätzigen Eliſa. „Mein Vater weiß es, er war der Sachwalter der alten Mrs. Granger, die vor ungefähr drei Jahren in dem Geiſterhauſe geſtorben iſt. O, das iſt ein Haus — habt Ihr nie davon gehört?"

„Wer ſollte von dem Geiſterhauſe niemals gehört haben und doch auf Manhattan*) geboren ſein?" erwiderte Marie Montague. „Hu, mir ſchaudert's, wenn ich nur an die Geſchichten denke,

*) Manhattan Island, ſo heißt die Halbinſel, auf der die Stadt New-York erbaut iſt.

die unſere alte ſchwarze Kleopatra davon erzählte. Wer war denn eigentlich der Mann von der fabelhaften Mrs. Granger?"

„Nun der alte Mr. Granger, natürlich, wer ſonſt?" verſetzte Margaretha mit einem Anflug von Humor.

„Fehlgeſchoſſen," fiel die kleine ſpitznaſige Eliſa ein.

„Wer war's denn?"

„Der Vater dieſes Herrn Eliot, der dort ſitzt, ach, ach Gott, wie der Mann uns anſtiert, als ob er wiſſe, von wem wir ſprechen —"

„Ich kann es nicht ertragen," ſagte Margaretha, „kommt, laßt uns promeniren," und mit dem Wort erhoben ſich die drei jungen Mädchen und ſpazierten Arm in Arm, ihr Geſpräch weiter führend, durch die glänzenden Räume.

„Der Vater Eliot's alſo hieß niemals Granger. Mein Papa erzählte meiner guten ſeligen Mama in ihrer Krankheit noch kurz vor ihrem Tode die ganze Geſchichte. Sein rechter Vater war ein Franzoſe."

„Wahrſcheinlich ein Kanadier," bemerkte Margaretha.

„Nein, ein geborener, ächter Franzoſe, der die Frauen eben ſo ſehr liebte wie ſein leiblicher

Herr Sohn und ihnen wo möglich noch mehr weiß machte wie dieſer," war die ſchnippiſche Antwort der Freundin.

„Er ſieht auch ganz franzöſiſch aus," ſagte Marie.

„Nicht wahr? Die Bläſſe, der ſchwarze Schnurrbart und das Auge, das ſonſt wie Feuer ſtrahlte, aber jetzt wie ausgebrannte Kohle leuchtet!" ſagte Eliſa.

„Alſo war der Vater Eliot's nicht der Gatte ſeiner Mutter?"

„Nein, nur ihr Geliebter — und dieſer Geliebte war — erſchreckt nicht — der ehemalige Gatte der Mrs. St. Juſt —"

„Das iſt doch nicht wahr!" rief Marie Montague erſtaunt.

„Sehr wahr; Ihr dürft mir's glauben," antwortete Eliſa.

„Seltſam," ſprach Margaretha ſtill vor ſich hin, und ihre Mienen verriethen kein ſterbliches Wörtchen von Allem, was ſie dachte.

Der Aufbruch der Geſellſchaft unterbrach die Unterhaltung, die diesmal nicht ſo harmloſer Natur war, als ſie ſonſt gewöhnlich von drei artigen Mädchen gepflogen wird.

18.

Enthüllungen.

Einige Tage nach dieſem Zauberfeſte im Temple'ſchen Hauſe erzählte man ſich in den Parlours, die zum Empfange der Morgenviſiten geöffnet ſtanden, nicht nur von den angenehmen Geſellſchaften und äſthetiſchen Unterhaltungen in den verſchieden ſtattgefundenen Soiréen, — theilte man nicht nur das Entzücken über die eingelegte himmliſch geſungene Arie in der letzten Oper, vielmehr beſchäftigte die Fama ſich ungewöhnlicher denn je mit einem Gerücht, dem das unerwartete Verſchwinden Mrs. St. Juſt's an der Hand des Herrn Warner zum Grunde lag. Das Paar hatte ſich, wie es hieß, direct aus der Office des Advocaten Headly, in welchem es ſich geſtern

oder heute zur frühen Stunde den Trauungseid geleiſtet, an Bord eines californiſchen Dampfboots begeben und in überſchwänglichem Liebesglück der New-Yorker Welt Ade geſagt.

Obwohl dieſe Neuigkeit vielleicht am wenigſten Senſation in dem Temple'ſchen Familienkreiſe machte, der durch ſo manches andere fröhliche Ereigniß über eines, mit welchem er mehr oder weniger in Verbindung gebracht werden mochte, hinweggehoben wurde, ſo bedauerte die Frau des Commodore Montague und die glückliche Mutter der ſchönen Braut Marie doch nichts mehr, als daß es gegen allen Anſtand und alle feine Sitte, mehr aber noch gegen alle zarten Rückſichten, die man Margaretha ſchuldig ſei, befunden wurde, das beabſichtigte Verlobungsfeſt auf der brillanten Yacht des Commodore im ſchönen Sund von Long Island zu feiern, wie es der Tochter des alten viel gerühmten Seemanns zukomme.

Mrs. Montague verzichtete daher ohne Murren, hoffte indeß, ſich und ihre lieben Freunde bei der bevorſtehenden Hochzeitsfeier zu entſchädigen, deren Tag freilich bis jetzt noch nicht roth im Kalender angeſtrichen ſtand.

Als unſerm glücklichen Freunde Philipp die neue Zeitung mitgetheilt wurde, lächelte er und

ſagte bedeutungsvoll vor ſich: „Armer Harry, Du hatteſt recht — ich hatte unrecht; — aber dennoch konnte Deine beſſere Einſicht Dich nicht ſchützen, in die Falle zu gehen, die der „ſchlechte Geſellſchafter" Dir geſtellt hat."

Auf den dieſe Bemerkung, wie der freundliche Leſer ſich erinnern wird, gemünzt iſt, auf Mr. Granger, ſchien die Kunde weiter keinen Eindruck zu machen, nur daß ſie einen ſarkaſtiſchen und triumphirenden Zug um ſeinen Mund hervorrief. Als Advocat Headly — derſelbe Mann, dem wir zum erſten Mal am Sterbebette im Geiſterhauſe begegnet ſind — nach einer vorhergegangenen Anmeldung in das Zimmer Granger's trat und ihm die Neuigkeit erzählen wollte, war ſie ihm, wie er ſich ausdrückte, ſchon etwas Altes geworden.

„Das Factum an und für ſich iſt gleichgültig," ſagte der Mann des trockenen Geſetzes, in deſſen ausgedörrtem Geſicht jeder Winkel ein Paragraph war, „allein die Dame, um die es ſich handelt, ſteht in einiger Beziehung zu unſeren geſchäftlichen Angelegenheiten, und es möchten deshalb einige Aufklärungen wohl am Platze ſein."

„In wie fern?" war Granger's eilige Frage.

„In ſo fern, als dieſe Dame eigentlich von

Gottes- und Rechtswegen die Erbin eines ziemlich beträchtlichen Theils Ihrer Güter ist," war die gemessene Antwort des Notars.

„Meiner Güter?"

„Allerdings, über welche Sie nach der weisen Bestimmung Ihrer Frau Tante, der Mrs. Granger, oder um sie beim rechten Namen zu nennen, Ihrer verstorbenen, nun in Gott ruhenden Frau Mutter, in einigen Tagen, so Gott will, verfügen werden."

„Erklären Sie näher, lieber Headly."

„Nachdem nunmehr die drei Jahre so weit verflossen sind," fuhr der Advocat saumselig zu erzählen fort: „die Mrs. Granger gesetzt hat, bevor Sie zur Oeffnung ihres letzten Willens schreiten und zur Enthüllung der Geheimnisse des eisernen Schrankes — —"

„Ganz richtig," fiel Eliot ungeduldig ein, „die drei Jahre nach ihrem Tode sind um."

„— — So halte ich es allerdings für geeignet und an der Zeit" — Mr. Headly trocknete sich den Schweiß von der Stirn; der Mann war alt und schwächlich seit den letzten drei Jahren geworden — „Ihnen zu sagen, daß Ihr rechter und leiblicher Vater zur Zeit, als er starb, im legalen Eheverhältniß mit seiner Gattin, der nun-

mehrigen Mrs. Warner, ehemals verehelichten St. Juſt, vorehemals verehelichten Gautier, lebte"—

Dieſe wohlgeſetzte Rede ward in den gehörigen Abſätzen und mit ziemlich pathetiſchem Nachdruck, der Name Gautier aber zuletzt mit einer außerordentlichen Kraftanſtrengung geſprochen.

Granger verrieth während ihr auch nicht die mindeſte Erregung.

„— — Daß ferner nach den Geſetzen des Staates von New-York dieſe Ehehälfte die rechtmäßige Erbin der hinterlaſſenen Güter der andern Ehehälfte geweſen ſein würde, wenn," und dabei machte der amerikaniſche Rechtsgelehrte eine ungemein ſchlaue Miene, legte den Zeigefinger der rechten Hand an die Naſe und ſchlug mit der linken auf die marmorne Tiſchplatte, daß es ſeinen Knöcheln wehe thun mußte, wiederholte das „wenn" — und warf bei dieſen Worten das Dobbl-juh mit außerordentlicher Zungengewandheit und Kunſtfertigkeit, wie der regulärſte Yankee, im Munde herum — „wenn dieſelben nicht zuvor in den Beſitz der Mrs. Granger übergegangen wären!"

„Nun und was iſt dabei zu bedenken?"

„Daß der rechtſchaffene Beſitz dieſer Güter angetaſtet werden könnte, nicht etwa von der recht-

mäßigen Ehehälfte, vielmehr von einem Kirchenfürsten in New-Orleans, der in Beſitz einer Verſchreibung der ſämmtlichen Güter ſich befindet und von dieſer Verſchreibung den rechtzeitigen Gebrauch zu machen nicht verfehlen würde, wenn ich nicht," und dabei legte der Notar den Zeigefinger wieder an die ſcharfe Naſenſpitze, „nach allem menſchlichen Calcül richtig gerechnet hätte, die Verſchreibung auf den jetzigen Zeitpunkt in unſere Hände zu bekommen — —"

„Und das wäre Ihnen gelungen?" fragte Granger mit leidenſchaftlicher Ungeduld.

„Glücklich der Beſitzer," erwiderte Mr. Headly, kniff die Lippen feſter zuſammen und zeigte auf ſein Portefeuille, das er ſorgfältiger noch als zuvor in die Tiefen ſeiner unergründlichen Taſchen barg.

„Iſt das ein alter oder neuer Rechtsſatz?" ragte Granger ſarkaſtiſch.

„Nun," ſagte der Rechtsgelehrte und ſchlug dabei den Kopf ein wenig in den Nacken, „wer einen Schatz auf einem fremden Grunde findet, theilt ihn mit dem Grundbeſitzer, das iſt ein alter —"

„Den Sie mir nächſtens in der Praxis auslegen werden;" meinte Eliot.

Der Advocat ſchmunzelte.

Man ſieht hieraus, daß die unübertreffliche Logik eines amerikaniſchen Juriſten ſich eine eigenthümliche Anſicht über Beſitzverhältniſſe angeeignet hat.

„Der Tag des zehnten September naht, an welchem endlich alle Zweifel und Räthſel gelöſt werden ſollen;" ſagte Eliot Granger nach einigem Nachdenken, lehnte ſich in ſeinem rothſammetnen Fauteuil zurück und ſtreckte ſeine Beine über die Roſenholz-Tiſchplatte aus. Dann zog er ein feines Meſſerchen aus der Taſche und begann die Nägel ſeiner langen Hände zu feilen und zu putzen. Mittlerweile nahm Mr. Headly ein Stückchen gepreßten Tabak, das ſorgfältig in einer Hülle von Platina aufbewahrt war, ſchob es in den Mund und ging, wie von einer neuen Thätigkeit getrieben, mit ein paar großen Schritten auf die Thür los. Ohne auch nur den hohen Cylinder, den er während der ganzen Morgenviſite auf dem Kopfe behielt, zum Abſchiedsgruß anzurühren oder „Guten Morgen" zu ſagen, verſchwand er aus dem Zimmer des Herrn Granger. Man braucht nicht zu fürchten, daß Mr. Headly etwa beleidigt ſich ſo entfernte; o nein, es iſt dies die gewöhnliche Art und Weiſe eines Geſchäftsmannes

im Lande der Freiheit und Unabhängigkeit. Eliot blieb allein in ſeinem eleganten Fauteuil und ließ die Bilder vergangener Tage an ſich vorüberziehen. „Mein Vater — meine Mutter" — flüſterte er in abgebrochenen Sätzen vor ſich hin. „Und Du und ich einen und denſelben Vater — ſo wäre Dein Name ja auch der meinige — Gautier. — Und das alſo wäre die Aehnlichkeit zwiſchen Dir und mir, die alle meine Bekannten herausfinden wollen; das vielleicht ein Zug der Blutsverwandtſchaft, der mich zu dem hübſchen roſigen Burſchen hinzog? — ah — pah — ich mag ihn ja ſchon nicht mehr, — nein, ich haſſe ihn ja. Wartet nur, bis der zehnte vorüber iſt, an dem ich Margaretha mit allen Mitteln der Erde, mit Reichthum und Macht mir zu eigen gemacht habe. Wie, mit Reichthum? — warum nicht? ich kaufe ja jedes Weib um einen Edelſtein; — aber liebt ſie mich nicht?" — ha, und die alte zurückgehaltene Wildheit flammte noch einmal in ihm auf: „ſie ſoll mich lieben — ſie wird — ſie will — ſie ſoll mich lieben." Er wurde ſtill und ſtumm. Aber nach langem Hinbrüten erwachte er, und das auf die Bruſt niedergeſunkene Haupt wieder erhebend, ſchien es, als ob noch einmal der Schimmer einer Thräne in's Auge ihm treten könne und die

Schatten eines verfehlten Lebens an ihm vorüberhuschten.

„Bruder — Bruder" lispelte er. „Aber Du unter dem Schutz einer gesetzmäßigen Verbindung, — ich in dem Dunkel, von Geistern unglücklicher Liebe und Schmach umgeben, an's Licht der Welt getreten. Du, die Liebe einer Mutter in zarter Kindheit schon entbehrend; — ich verhätschelt und verwöhnt von ihr, zum Sclaven des Geldes erzogen — für nichts — o für nichts als — Intriguen zum Spielball — ha, ha, ha!" so hohnlachend sprang er auf, lief einige Male durch sein Zimmer, und dann in den Sessel sich wieder niederlassend, fuhr er fort: „und nun das langweilige Possenspiel noch, dessen Titel „der zehnte September" heißt; wie die Tage so langsam verstreichen; jetzt so nahe am Ziele, möchte ich das Gelübde noch brechen und den dummen romantischen Spuk austreiben. Die Geister — —" und bei diesem Worte drehte er unwillkürlich seinen Kopf und schaute wie furchtsam im Zimmer umher; „was war das? Hörte ich nicht deutlich Franziska's Stimme? Bei Gott! ihre klagende Stimme; ha, Franziska und auch Mary Ann — sie noch. Luft — Luft!" und hurtig, indem er nach Hut und Spazierstock griff, trat er aus dem Zimmer und

unter das Portal ſeines Hauſes hinweg in die lebhafteſten Straßen New-Yorks; dann, die erhitzte Phantaſie etwas abgekühlt, ſchlug er die Richtung nach dem Temple'ſchen Hauſe ein.

An der Thür deſſelben angekommen, erfuhr er, daß Philipp nicht zu Hauſe ſei. „Deſto beſſer," dachte er, öffnete ohne vorherige Anmeldung die Entréezimmer, die zum Parlour führten, in welchem er, wenn ich nicht irre, Margaretha allein, mit einer zierlichen Handarbeit beſchäftigt, fand.

Ueberlaſſen wir ſie ihrem Schickſal und folgen Philipp auf ſeiner einſamen Wanderung nach dem Geiſterhauſe.

Signora Spezzia, die arme Franziska, wie wir ſie kennen, hatte ſich an ihn gewandt. Der einen Bitte, die unlängſt an ihn gerichtet und erfüllt war, folgte noch eine, die letzte. Sie hatte ihn eiligſt zu ſich rufen laſſen, und er war ſofort gefolgt. Die alte mürriſche Dienerin ſtand unten am Portale und erwartete ihn, damit er den Eingang nicht verfehle und in den Gängen des alten Hauſes ſich nicht verirre, vielmehr mit ihrer Hilfe direct zu dem Schmerzenslager Franziska's gelange. Es war geiſterhaft ſtill in dem fabelhaften Gebäude, wie immer. Selbſt die große Uhr im Sterbeſaale ließ ihren monotonen

Pendelſchlag, ihr Lied vom ewigen Einerlei, nicht mehr hören. Auf dem alten modrigen Teppich war kein Schritt vernehmbar, nur die ſchwere Thür, wie ſie ſich beim Oeffnen in den roſtigen Angeln drehte, gab einen nervenerſchütternden Klagelaut von ſich. Philipp Temple, von Natur etwas weich, wenn auch nicht furchtſam, beſchlich ein eigenthümliches Gefühl, beinahe ſo wie damals beim gewaltſamen Tode Corſini's und dem plötzlichen Sterben des alten Spezzia. Als er in das Zimmer Franziska's, das arm und dürftig ausgeſtattet war, trat, erblickte er die Bewohnerin deſſelben auf einem Stuhl in der Mitte des Zimmers ſitzend. Sie hatte ihr Auge unverwandt auf das dunkle Crucifix an der weißen Wand geheftet; als ſie jedoch den Eintretenden bemerkte, wendete ſie ihr bleiches Geſicht zu ihm hin. Für Philipp war es ſchwer, in der gebrochenen, aber immer noch ſchönen Geſtalt die ehemalige Geliebte ſeines Freundes Eliot wieder zu erkennen.

„Ich habe Sie bemüht, Sir" begann ſie zu ſprechen.

„Mit Vergnügen, Signora, bin ich alle Zeit zu Ihren Dienſten," antwortete Philipp mit einem Ausdruck voll Gutmüthigkeit.

„Ich danke Ihnen.“

„Haben Sie seiner Zeit richtig den Brief aus Florenz empfangen?“ fragte er theilnehmend.

„Er enthielt das Certificat meiner kirchlichen Trauung mit Herrn Eliot Granger;“ erwiderte sie.

„Ihrer Trauung!“ wiederholte Philipp mit Erstaunen. „Sie sind die Gattin Granger's?“

„Sein kirchlich angetrautes Weib, aber —“ und mit einer Bitterkeit und den Flammen des Hasses, die in ihren dunkeln erloschenen Augen noch einmal aufleuchteten, setzte sie hinzu: „aber sein Weib nicht mehr.“

Philipp wurde still — indeß die erneuerte Aufregung für die Arme fürchtend, richtete er Worte der Beruhigung an sie, die ihre Wirkung nicht verfehlten.

„Dort, dort in dem kleinen braunen Schrein habe ich das Document aufbewahrt,“ begann sie wieder mit heiserer Stimme. „Es ist das einzige Erbtheil, was ich meinem Kinde nach dem Tode hinterlasse — doch nein, auch jener Dolch noch ist sein — und das Kreuz — o, das Kreuz setzt mir auf's Grab. —“

„Sie werden nicht sterben, Signora!“ fiel Philipp ein, und Thränen des Mitleids traten ihm fast in die Augen.

„Doch, doch, ich werde sterben;“ antwortete sie fest. „Noch diese Bitte an Sie, die letzte, auf deren redliche Erfüllung ich sicher baue.“

„Sie dürfen sich verlassen,“ erwiderte Temple und reichte ihr seine Hand.

„Seien Sie mir behülflich, ich bin sehr matt, — lüften Sie ein wenig den Vorhang.“

Philipp that, wie ihm geheißen; dann fuhr sie fort: „So, dort sehen Sie unter dem Bette ein kleines Tönnchen mit kupfernen Reifen, — langen Sie darnach.“

„Es ist schwer,“ sagte er.

„Heben Sie es auf und lesen Sie die Inschrift.“

„Oswald Gautier! Was ist das?“

„Ich bitte, besorgen Sie den Inhalt an seine Adresse.“

„Das ist bald geschehen,“ sagte er freundlich. „Seien Sie unbesorgt, noch heute soll er in Besitz desselben gelangen.“

„So kann ich ruhig sein. Jetzt leben Sie wohl. Die Zeit drängt. Noch einmal danke ich Ihnen.“

Sie reichte ihm ihre Hand und sagte: „Addio! Addio!“ Wie Musik klangen diese letzten Abschiedsworte in ihrer süßen Muttersprache. Die

Kranke klopfte mit einem Stuhl, um ihrer Aufwärterin, dem alten weiblichen Murrkopf, ein Signal zu geben.

„Tragen Sie dies zum Wagen des Herrn," befahl sie.

„Laſſen Sie, es iſt zu ſchwer, ich will es ſelbſt hinaustragen." Und Philipp hob es auf die Schulter, bot ihr noch einmal Lebewohl und ſagte: „Auf Wiederſehn!" —

Unten an der Thür angekommen, ſetzte er den Gegenſtand hin, winkte dem Kutſcher, der an der Ecke unweit des Hauſes anhielt, ließ ihn vom Bock herunterſteigen, und übergab ihm das Fäßchen, damit er es zum Wagen bringe. Er ſelbſt folgte auf dem Fuße und ſtieg ein. Wie ein Traum erſchien ihm die letzt vergangene Stunde, allein der ihm anvertraute Gegenſtand, der auf dem Rückſitz da vor ihm lag, überzeugte ihn, daß das eben Erlebte Wirklichkeit und nicht Traum ſei. An ſeinem Geſchäftslocal vorüberfahrend, ließ er halten, übergab das kleine Tönnchen einem Werkführer, der es in's Gewölbe tragen mußte, und ertheilte dann dem Kutſcher die Weiſung, ihn zum Temple'ſchen Hauſe zu fahren. Nach Verlauf von einer Viertelſtunde ſtand er vor der Thür deſſelben, aus welchem eben Eliot Granger

ſich herausbegeben hatte. Es ſchien, als ob er den Heimkehrenden nicht bemerkte und als ob er in einer ganz beſondern Stimmung ſich befinde. Temple ſchauderte, da er ſeinen ehemaligen Freund ſah; er hätte am liebſten ihn niemals wiedergeſehen.

Als er noch an demſelben Abend in das Hôtel ging und nach Oswald Gautier fragte, ward ihm zur Antwort, daß der Sänger ſchon am frühen Morgen abgereiſt ſei, und zwar nach den Niagarafällen, um ſich eine Ausſpannung und Erholung von den Anſtrengungen der letzten Opernvorſtellungen zu gönnen. Philipp konnte daher ſein Verſprechen nicht ſogleich erfüllen und mußte ruhig die Rückkehr, die in einigen Tagen erfolgen ſollte, abwarten.

Obwohl es uns beinahe zwei Tagereiſen koſtet, ſo können wir doch nicht umhin, unſerm jungen Genius dahin zu folgen. Er hatte alle Lorbeeren und Kränze von ſich geworfen, um hinaus nach dem verlockenden Zauberort, hinaus in die friſche, wonnige Natur zu kommen. Aber eine Ranke, die hat er doch mit ſich genommen, eine dunkelgrüne Ranke. Woher er ſie nur bekommen hat? ſie lag doch auf den Locken Margaretha's an jenem Abend ſo leicht und anmuthig, und nun ruht ſie

auf seinem pochenden Herzen? — Ja, wahrlich, wer ihn gesehen, den kühnen, muthigen Jüngling, dort über und unter den Felsen und Fällen des tosenden Katarakts, der würde wohl an das pochende Herz Oswald's geglaubt haben. Wer könnte Schritt mit ihm halten, der den Fuß der Gemse geliehen zu haben scheint, um von Fels zu Felsen zu springen und sich im Wasserstaub Stirn und Wangen zu kühlen. — Was ist dem stillen, sinnigen Sängerknaben geschehen, der träumend seine Lieder sang und die Sehnsucht nach verloreneu Herzen nicht los werden konnte? — —

Auf der Lunainsel, jenem zerklüfteten Stückchen Erdreich, das sich trotzend zwischen den zwei Fällen Ewigkeiten hindurch erhalten hat, ließ er sich endlich nieder auf einen Felsblock; einen ächten Runenstein, auf welchem, überwachsen mit Moosen zwar, Namen und Zeichen — verwitterte Denkmale der Liebe und Freundschaft — eingegraben standen. An einem kleinen schwachen Erlenbäumchen, das daneben aufschoß, den schönen lockigen Kopf gelehnt, blickte er in die Tiefe, in welche der wirbelnde Strudel sich ergoß, und weidete sich an dem Donnergetose, der ein wildes Accompagnement zu dem Liede seines Herzens abgab, in welchem alle die Töne, die jemals von seiner Seelenharfe

angeſtimmt wurden, wiederklangen und ſich zu einem Liede der Liebe vereinten, das nunmehr Worte annahm. Einige Accorde, in Noten geſetzt, zeichnete er in die weiße Rinde des ſchwankenden Erlenbaums, und dann wie vom Sturm der dämoniſchen Naturgewalten des Waſſerſturzes erfaßt, lief er mit kühnen Wagniſſen an den ſteilen Hängen umher, raffte wilde Sträuße zuſammen, warf ſie hinab in die Fluth und ſang dem Sturme mit der Reinheit ſeiner Stimme entgegen: „Margaretha, Margaretha!“

Darauf ſchlenderte er gedankenvoll in's Thal hinab, nahm einen Fiſcherkahn und ließ ſich durch die aufgeregte Fluth zum canadiſchen Ufer hinüberſchaukeln.

Sein Diener ſtand drüben und erwartete ihn.

„Sie verſpäten ſich, Herr Gautier,“ rief er ihm zu. „Die Glocke im Katarakthauſe“ — ſo hieß das Hôtel, in welchem er drüben auf der ſchönen canadiſchen Seite abgeſtiegen war — „hat längſt zum Souper geläutet.“

„Es iſt noch früh genug, Peter Martin!“ war die lächelnde Antwort, in welchem der Diener — es war derſelbe Peter Martin, ehemaliger Logendiener im Theatre Français zu New-Orleans, der ſich zum Leibdiener des berühmten Sängers

emporgeſchwungen hatte — eine ganz ungewöhnliche Heiterkeit bemerken wollte. Peter Martin beeilte ſich beim Hinaufſteigen der ſteilen Uferhöhen ſeinem jungen Herrn den Burnus von den Schultern zu nehmen und ihm denſelben nachzutragen.

„Da kommt der New-Yorker Zug," ſagte Martin, und das Heraurauſchen der Locomotive und ihr Pfiff zeigten an, daß er recht hatte.

Oswald hatte bald das Hôtel erreicht; als er eintrat, flogen Portier und Kellner ihm entgegen, öffneten ſchneller und auch weiter als je die großen Hauptthüren, um den berühmten Sänger eintreten zu laſſen, von dem in den letzten Zeitungen des Oſtens und des Weſtens die Kunde zu leſen ſtand, daß er, der „lieblichſte Sänger der Welt" gegenwärtig an den Fällen des Niagara verweile, und im „Katarakthauſe" daſelbſt abgeſtiegen ſei.

Schon rollten die Omnibus heran und hielten vor der Piazza des ſtolzen Hôtels. Der Telegraph in dem umfangreichen Gebäude wurde gehandhabt, und aus den Sprachröhren ertönten die automatiſchen Befehle, die Alles in Bewegung ſetzten. Als aber erſt zwei Privatcarroſſen vorfuhren, läuteten und klingelten die verſchiedenen

Glocken des Hôtels, als ob Pfingſtmorgen angebrochen ſei.

Oswald, der einige Augenblicke in ſeligen Träumen auf ſeinem Zimmer zugebracht und ſich dem Bewußtſein ſeines jungen Liebeſehnens hingegeben hatte, ſprang gleichſam wie aufgeweckt aus ſeinem Sinnen und lief an das Fenſter.

Durfte er ſeinen Augen trauen? — War es nicht Philipp Temple, der aus dem Wagen ſprang, und Maria? — und, o Himmel! nicht auch Margaretha, die folgte? — Oswald konnte ſich nicht ſchnell genug faſſen; er warf ſich mit dem Geſicht in die Ecke eines Divans, überließ ſeinen Empfindungen einen Augenblick die Herrſchaft über ſich, ſtand dann plötzlich auf, ordnete ſeinen Anzug ein wenig, und ging hinunter, den Neuangekommenen entgegen. Als er vor die Thür hinaustrat, fuhr eben der zweite Wagen vor, aus welchem Mrs. Montague, Mrs. Temple und der alte Commodore ſtiegen. Er bewillkommte ſie herzlich und höflich, und wandte ſich zu den Anderen mit den innigſten Begrüßungen.

„Wir haben Sie eingeholt, lieber Gautier,“ ſagte Philipp.

„Wie hätte ich Ihnen entfliehen können?“

erwiderte er und blickte verſtohlen auf Margarethe, die leiſe erröthete.

Dann trat die Geſellſchaft in den Parlour des Hôtels, von wo aus die Damen ſich in ihre Privatgemächer zurückzogen, um ſehr bald wieder zuſammen im Speiſeſaal zu erſcheinen.

Philipp und Oswald gingen mittlerweile auf den Balcon hinaus und unterhielten ſich über die Wunder der großartigen Natur, die ſich dort unten zu ihren Füßen aufthaten, indeß der alte Commodore, eine ächte Waſſerratte, nach ſeinem Elemente hinabgezogen wurde.

Als er nach einer halben Stunde vielleicht wieder zurückkehrte, ſaß die Familie bereits beim Souper. Strahlend vor Heiterkeit ſetzte der alte Seemann ſich auf den für ihn belegten Platz und erzählte von ſeiner Wanderung nicht an oder unter, ſondern hinter den Fällen.

„Bei Gingo!“ hub er mit ſeinem Seehelden-ſchwur an, „wenn ich noch einmal zu heirathen hätte, wahrhaftig, ich heirathete wie neulich das Brautpaar hier, von dem alle Blätter voll waren, hinter dieſer Waſſerwand.“

„In dem Waſſerdom?“ fragte Margaretha.

„Ja eben daſelbſt, unter den Felſen, über

welchen die Wasserfluth hinabstürzt,*)" sagte der Commodore.

„Das wäre der rechte Trauungsort eigentlich für einen Seemann," sagte Maria Montague.

„Und auch für eines Seemanns Tochter," erwiderte der Vater lachend.

„Das ist aber auch wahr," fiel Philipp wohlgefällig ein.

„Waren Sie schon dort, Herr Gautier?" fragte Commodore Montague. „Das ist eine Welt, um mit den Wasserteufeln vertraut zu werden. Wir müssen gleich hinabgehen."

„Ich werde Ihnen mit vielem Vergnügen folgen," antwortete Oswald.

Als man sich hurtig nach amerikanischer Weise vom Souper erhoben hatte, ging's flugs dem Commodore nach, der im wahren Sturmschritt den Wassernixen in die Arme rannte. Die beiden Matröschen waren ihm zunächst auf Schritt und Tritt gefolgt. Philipp und Maria blieben zurück, — ich glaube, sie pflückten wieder blaue Vergiß-

*) Der Niagarafall nimmt bei seinem Sturz in das Fußbecken eine solche Schwingung, daß man unter denselben trockenen Fußes hinweggehen kann. Ein abenteuerliches Brautpaar vollzog allerdings vor einigen Jahren unter den Fällen seine höchst romantische Trauung.

meinnicht, die am Rande der ewig feuchten Matten am Ufer wie ſchöne Perlen blühten.

Wo aber blieben Oswald und Margaretha? Ja, Philipp und Marie konnten am wenigſtens Auskunft über ſie geben, und wenn der breite Strom und der Waſſerſturz nicht dazwichen lägen, wäre ich geneigt zu glauben, ſie ſeien zur Lunainſel gerudert, ſo aber müſſen wir annehmen, daß ſie auf kleinen Seitenwegen ſich ein wenig verirrt haben. Gleichviel, die beiden älteren Damen verlangten nicht dem Commodore nachzugehen durch den Waſſertunnel.

„Er iſt breit genug," rief er ihnen zu mit einer Stimme, die gewöhnt, unter Waſſergebrauſe ſich vernehmbar zu machen, „zwölf Fuß ungefähr."

„Aber zu ſchaurig," antworteten ſie und drehten ſich auf dem Fuß zur Rückkehr nach dem Hôtel, woſelbſt ſie der Ruhe pflegen konnten. Dieſe Zeichenſpache war deutlich genug, um als Commentar zu der unverſtandenen Antwort dem Commodore zu dienen. Wer denkt überhaupt daran, ſich verſtändlich machen zu können, wo die Natur eine ſolche Donnerſprache wie an den Niagaraſällen führt.

Die harmoniſchen Elemente hatten ſich alſo zuſammengefunden: der Commodore mit ſeinem

Waſſergott dort unter dem Toſen und Brauſen des Falles; die beiden Mütter in ihren gleichberechtigten Hoffnungen und Wünſchen; Philipp und Marie mit den Vergißmeinnicht; und endlich Oswald mit Margarethen? — welche Blumenpfade ſie wanderten, ich weiß es nicht, und wüßte ich's, ich würde ſie nicht verrathen. Nur die Blumen dürfen ſie belauſchen — und die Sterne mit den goldenen Augen, denn ſie ſind ſchon längſt aufgegangen und ſchauen vom Himmel herab auf zwei liebende Pärchen.

Am andern Tage, es war faſt Mittagszeit, begann Mrs. Temple ſich ein wenig beunruhigt zu fühlen über das fortwährende Verſchwinden der jungen Leute, und insbeſondere über Margaretha's.

„Seien Sie unbeſorgt, liebe Freundin," ſagte der Commodore, „wir ahnen ſchon, was vorgeht."

„Machen Sie mich nicht bange."

„Im Gegentheil, — ich kann Ihnen Hoffnung machen; der junge Oswald Gautier iſt ein ganzer Mann. Ich liebe ſonſt nicht die Gaukler und Künſtler und Sänger, und was ſie ſein mögen; allein dieſer Oswald bei all' dem Spectakel, den er augenblicklich in der Welt macht, bleibt er ein beſcheidener, netter Junge. Ich wollt', er wäre ein Midſhipman."

Eine Stelle aus der Regimentstochter jodelnd, trat der heitere Philipp in den Privatparlour. „Guten Morgen, guten Morgen!"

„Wo bleibt Ihr?" fragte die Mutter im mehr besorgten als vorwurfsvollen Tone.

„Ach, es ist hier so wunderschön, liebe Mutter, Ihr genießt's nur nicht halb wie wir."

„Der Schlaukopf hat recht!" sagte Mr. Montague, und die beiden Mütter lachten dazu.

„Wir leben in diesem Wasserreich, als ob es ein Himmelreich sei. Uebrigens gingen die beiden Damen auf ihre Zimmer, um sich auszuruhen, und Gautier und ich schlendern seit einer Stunde allein umher."

„Gefällt Dir Mr. Gautier?" fragte die Mutter etwas begierig. „Wie ist er?"

„Er ist der Gegensatz meines ehemaligen Freundes Eliot," antwortete Philipp.

„So kann ich zufrieden sein!" sagte Mrs. Temple, und athmete auf.

„Früh in seiner Jugend war er der Mutter entrissen und den katholischen Priestern in New-Orleans übergeben worden. Wie dem armen Jungen dort zu Muthe ward, das will ich ein anderes Mal erzählen;" die Liebe eines treuen Mutterherzens trat in diesem Augenblick dem Sohn vor

das dankbare Auge und er küßte die Mutter mit Herzlichkeit. „Sein guter Genius aber," fuhr er fort, „seine melodiſche Stimme und vor Allem ſein gerader Wille haben den guten Herren Schwarzröcken einen Strich durch ihre Rechnung gemacht, er hat ihnen mit Anſtand und Würde den Rücken gekehrt und ſich einer erfolgreichen Carrière zugewandt."

„Recht ſo, immer den Compaß in der Taſche," bemerkte der Commodore mit ſchlauem Lächeln. „Doch ſieh, da kommen die Ladies. Ha, wie ſchön ſie ſind; im Waſſerſtaub, es iſt doch wahr, leuchtet Alles glänzender. Es iſt hier gerade wie auf See. Will Euch 'mal mitnehmen, wenn ich nächſtens wieder unter Segel gehe."

Die ganze Geſellſchaft lachte zu dem guten Humor des paſſionirten Seemannes, nur Margaretha nicht; ſie war ſo ernſt und ihre Augen glänzten, als ob ſie ein wenig geweint habe.

Auch bei Oswald Gautier, der eben eintrat und ſich mit außerordentlicher Feinheit dem glücklichen Familienkreiſe präſentirte, ſchien eine ähnliche Stimmung vorzuherrſchen. Er näherte ſich beſonders Margarethen, und eine Ruhe und Feier ſprach ſich in dem Weſen dieſer zwei Menſchen

aus, die deutlich errathen ließen, daß ein Ausdruck gegenseitiger Liebe stattgefunden haben mußte.

Ob glücklicher Liebe? das war eine andere Frage. Margaretha hatte ihre Täuschungen schon zu tief empfunden; von ihren Wunden, die jene ihrer Brust zurückgelassen hatten, konnte sie noch nicht wieder geheilt sein. Ob sie durch die zärtliche Neigung eines jungen, noch unberührten Herzens, eines Mannes voll Kraft und Poesie genesen würde? Sie selber war sich's nicht klar. Vielleicht war sie noch nicht frei von dem Bann, mit dem Eliot sie umstrickt hatte. Die Anziehungskraft, die er auf sie ausgeübt, lag freilich auch in dem Wesen Oswald's; nur steigerte sie sich in diesem von Stunde zu Stunde, und verlieh durch die längere Gegenwart einen Zauber und ein immer wachsendes Interesse, während diese bei Eliot abstoßend wirkte und am Ende so beängstigend für ihr armes Herz ward, daß sie nicht wußte, wohin oft fliehen mit ihrer Noth.

Für den Nachmittag war eine Fahrt nach dem „Cave of the winds" verabredet. Oswald Gautier mußte Theil daran nehmen, als ob er zur Familie bereits gehöre. Er sowohl wie Margaretha fühlten auch, daß sie sich keinen Augenblick mehr von einander trennen könnten. Sie hatten sich

das zwar noch nicht gesagt, aber dennoch war es so. — Als die Gesellschaft zum Souper zurückkehrte und der Abend so lauwarm und wonnig zu werden versprach, lud Oswald Margaretha zur Fahrt in den Fischerkahn und hinüber zur Lunainsel ein. Philipp und Marie folgten in einem zweiten kleinen Fahrzeuge? Ob die wilden Fluthen oder die Unkenntniß des Steuermanns in der Person Philipp's, oder endlich gar eine bösliche Absicht Schuld trugen, daß Letztere nach einer andern, bis jetzt unentdeckten Insel verschlagen wurden, wer kann das ergründen? Genug, unser jüngstes Liebespärchen fand sich bald allein an den steilen Hängen der Felseninsel. Mit starker Hand, die sonst nur gewohnt, war die Laute zu schlagen, führte der Sänger seine Geliebte auf die unumwölkte Höhe, und ehe sie es noch selber ahnten, standen sie Beide vor dem weißen Birkenbäumchen und dem moosbewachsenen Runenstein.

Margaretha sah in der frischgeschnittenen Rinde, aus der noch das Herzblut des Stammes quoll, ihren Namen verzeichnet und darüber das Lied der Liebe, das gestern hier gesungen ward, in Mollaccorden ausgedrückt. Ihre Kniee begannen zu zittern. Oswald fühlte, wie sie schwankte, er faßte sie unter die Arme, damit sie nicht um-

ſinke. Behutſam ließ er ſie auf den Stein gleiten, den er mit Hülfe ſeines Sammetburnus zum weichen Sitz ihr geſchaffen hatte. Dann fiel auch er vor ſie auf die Kniee nieder, ergriff ihre beiden Hände, küßte ſie mit leidenſchaftlicher Innigkeit und ſagte, indem er ihr in's ſchöne Auge blickte:

„O Margaretha! laß mich nie wieder von Dir gehen!"

Sie zog ſein ſchönes, fieberndes Haupt an ihr Herz und hielt ihn da ſo feſt, wie wenn ſie hätte ſagen wollen: Von dieſer Stelle kann Dich Niemand mir entreißen.

„O, ſo war es einſt, als ich auf dem Schooße der Mutter lag und auf ewig dann von ihrem Herzen getrennt ward. Ich ſuchte ſie in den dumpfen Hallen des Kloſters, wenn der Mond um die Pfeiler ſpielte oder auch der Sonnenſchein die verborgenen Winkel beleuchtete. Ich fand ſie nicht — nur von den Altären manchmal, wenn die Meſſen ertönten, ſtieg in den ſanfteſten Liedern ein Bild zu meinem Herzen hernieder, das mich tröſtete und liebkoſte. Du warſt dies Bild; — anfangs ſtand es umhüllt vor meiner Seele, aber nach und nach geſtaltete es ſich klarer im goldigen Lichtreich des Gedankens vor meinen

Blicken. Du warst es, Du selbst, die ich umfangen halte und nimmer wieder lassen kann."

Er stand auf und beugte sich über sie. Sie schlug die langen Wimpern ihrer Augen auf, und zwei volle Thränenperlen leuchteten darin. Reden konnte sie nicht.

Die Sonne warf ihren letzten Blick auf die zwei Herzen und besiegelte den Bund des freien Geistes und der wahren Liebe.

Beide hatten sich erhoben. und der erste Kuß flammte auf ihren Lippen.

Die Ruhe einer schon herbstlich angehauchten Natur war im majestätischen Siege hoch über den brausenden Wasserstürzen auf dieser dem Monde und der Liebe geweihten Insel vernehmbar. Nur der Ruf aus einem treuen Bruder- und einem liebenden Schwesterherzen störte sie leise auf.

Als sie einander ansichtig wurden, stürzten sie sich in die Arme. Margaretha weinte an der Brust Mariens die Thränen ihrer so mächtig erregten Gefühle. Sie sprach es heute nicht aus das Wort, das einstmals so unbegründet und leicht ihren Lippen entschlüpft war, diesmal aber klarer als alle Sterne am westlichen Himmel, in ihrem Herzen geschrieben stand.

Oswald und Philipp ſtanden da wie zwei junge Eichen, Hand in Hand. Das Leben lag vor ihnen wie ein junger Tag, den ſie wie glückliche Menſchen miteinander auszuleben hatten. Die Erde winkte ihnen, die freie ſchöne Erde, auf der ſie ſich ihr Theil erringen wollten zu ihrem Liebes- und Lebensglück. —

Am folgenden Morgen traten zwei hübſche junge Brautpaare vor die glücklichen Mütter und den heitern Vater. Sie kündeten den neuen Bund des einen, unter Lachen und Scherzen an.

„Zwei Paare!" ſagte der Commodore, „wahrlich, das lohnte der Mühe 'mal wieder, eine Trauung hinter den Fällen zu veranſtalten."

„In dem Waſſerdom," ſagte Oswald im fragenden Tone, und ſchaute dabei Margaretha an.

Sie antwortete nicht, aber Marie fiel ein: „Das wäre etwas zu romantiſch."

„Nicht hinter den Fällen, da iſt's zu ſchaurig. Warum aber nicht, wo's lieblich iſt?" ſagte Temple, der dem Vorſchlage ſeines zukünftigen Schwiegervaters ſonſt in keiner Weiſe entgegen ſein wollte; „auf der Lunainſel etwa, am weißen Birkenſtamm und an dem Runenſtein?"

„Topp!" rief der Commodore. „Der alte Schiffscaplan, von dem ich geſtern hörte, daß er

hier wohne, derselbe Alte, der 1812 auf dem Erie mit uns gegen die Engländer im Feuer stand. Ja, damals war ich noch Schiffscadet und dachte an Dich noch nicht," dabei kniff er seine Gattin ein wenig in die Wangen; „derselbe Alte, seinen Namen habe ich vergessen, wir nannten ihn immer den heiligen Jack, der soll Euch den Ehesegen sprechen; wartet, dann haben wir auch einen so vermaledeiten New-Yorker notar of public nicht nöthig. Das ist ein guter Einfall, nicht wahr, Mrs. Montague? — Mrs. Temple, nicht wahr?"

„Wie's den Kindern gefällt; wir wollen's zufrieden sein," sagte das milde Herz der Mutter Philipp's.

„Aber das Hochzeitsfest und das Verlobungsfest erst —" hob Mrs. Montague an.

Alles fing laut an zu lachen.

„Können wir nachfeiern!" rief der Commodore dazwischen, als hätte er einen Sturm zu beschwören. „Es bleibt dabei!"

Es war am Vorabend des zehnten September, als zwei neugeschaffene glückliche Ehepärchen den schönen Hudsonstrom hinabfuhren und der großen Stadt New-York zusteuerten, die glänzender als je im goldenen Abendstrahle wie Amphitrite aus dem Meere sich erhob.

19.

Der zehnte September.

Der Morgen des geheimnißvollen zehnten September war angebrochen, ein kühler, nebeliger Morgen.

Eliot Granger hatte nicht geschlafen. Es hatte sich eine Unruhe seiner bemeistert, die er anfangs verlachen wollte, der er aber bald eine gewisse Herrschaft über sich. einräumen mußte. Ehe es noch völlig Tag werden wollte, klingelte er drei-, viermal nach seinem Diener und fragte, wie viel Uhr es sei; zuletzt befahl er, ihm beim Ankleiden zu helfen. Er legte seine feinsten Kleider an, wie es recht für Einen, der sein Erbe feierlich antreten will und zu den Geistern seiner Verstorbenen geladen wird. Dann nahm er aus einer wohlver-

ſchloſſenen Schatulle einen Meſſingſchlüſſel, beſah denſelben genau, und ſteckte ihn ſorgfältig zu ſich in die linke Bruſttaſche ſeines Rocks. Darauf befahl er dem Diener, einen Wagen zu holen, welcher ihn nach dem geheimnißvollen Hauſe im weſtlichen Theile der Stadt bringen ſollte.

„Muß der Kutſcher dort warten, um Sie zurückzufahren?“ fragte Martin.

„Unnöthig?“ war die Antwort.

„Well!“ ſagte Martin, und ging. Unten am Wagenſchlag indeß ſtand er wieder, um die letzten Befehle ſeines Herrn beim Einſteigen noch entgegen zu nehmen.

Es war dem Martin ſehr auffallend, daß Herr Granger ſo zerſtreut war, ihm kaum Adieu ſagte, und nichts, gar nichts mehr zu befehlen hatte.

Der Wagen mußte eine lange Strecke durch die geſchäftsreichſten Straßen fahren, ehe er an das Portal des Geiſterhauſes kam. Endlich hielt er ſtill. Eliot ſtieg aus, nahm ein kleines Inſtrument, das er kunſtgerecht zu benutzen verſtand, um die Pforte ſelbſt zu öffnen und ungeſehen von den mürriſchen Dienerinnen des Hauſes einzutreten.

„Die Todtenſtille herrſcht ewig,“ ſagte Granger zu ſich ſelbſt, indem er durch die Corridore

ſchritt und der Thür von Signora Franziska vorübereilte, wie wenn er vom Gewiſſen getrieben würde. Ehe er es dachte, ſtand er an der großen Flügelthür des Sterbeſaales. Er trat hurtig ein und ſchritt auf ein Fenſter zu, um eine Blende zu öffnen, die, wenn auch nicht viel Licht, doch wenigſtens einen Lichtſtreifen hereinfallen und das Getäfel über der eiſernen Thür beſcheinen ließ.

Dann, wie die Sterbende es gewollt, ſtill und allein näherte er ſich der Wand und dem Schrank, der ſeine Schätze barg. Es war ihm, als ob er ihre letzten flüſternden Worte vernahm: „Ich werde an Deiner Seite ſein, wenn Du mein Vermächtniß öffnen wirſt. Du wirſt mich nicht ſehen, mich nicht hören; aber Du wirſt meine Gegenwart empfinden.“ Als er das Getäfel, welches über der eiſernen Thür lag, fortſchob und den Schlüſſel knarrend im Schloß umdrehte, ſtürmten alle die Erinnerungen der letzten Stunde auf das weich gewordene Gemüth Eliot's ein, und mit einer letzten thörichten Hoffnung auf Margaretha, ſo wie der Reminiscenz jener Sterbeworte: „Lebe wohl, lebe ewig wohl! Und nun kommt, ihr Schatten einer unbekannten Welt — kommt aus euren verborgenen Räumen —“ riß er, nicht ohne einige Anſtrengungen, die Thür auf.

„Was war das?“ Eine Staubwolke wirbelte vor ſeinen Blicken auf, und das ganze Innere des Mauerwerks, Kalk, Steine, ja ſelbſt die Gefächer rollen hinab in eine endloſe Tiefe. —

„Was war das?“ rief er, von einem Schrecken erfaßt, in dem er mehr an die eigene Enttäuſchung als an alle guten und böſen Geiſter dachte. Er trat einige Schritte zurück, um dem Staub und dem Geröll zu entgehen. Die Wolke ſenkte ſich allgemach, nur kleine Steine bröckelten noch nach, und wie durch einen Schleier ſchimmerte das Tageslicht von dem daran ſtoßenden Gemach.

Auch der Schleier zertheilte ſich, und plötzlich — o Gott — welch ein Bild! Eliot greift in ſeine Locken, er möchte ſie ausraufen — in die Tiefe möchte er ſelbſt verſinken — denn das Bild, das ſich vor ſeinen Blicken erhebt, iſt — das Todtenbett Franziska Spezzia's.

An ihrer Bruſt hielt ſie ihr todtes Kindchen, die junge, ſchöne, marmorkalte Mutter. — — —

— — — — — — — — — — — — — —

Eliot Granger hatte ſein Antlitz verhüllt; erſt nach einer langen Pauſe wagte er es, wieder emporzublicken. Still und ruhig wie der Friede lag ſie da. O, wie todtenſtill!

Die Thür des kleinen Wandſchreins ſtand

offen, durch welche das Bild ſich ſeinen Blicken zeigte. Auf der Brüſtung deſſelben lag das Stilet.

Was hatte der blanke Stahl noch zu vertheidigen, was noch zu beſchützen fortan? — O, nichts mehr, ſeit ihr Herz gebrochen iſt! Und doch das Eine noch — das Eine, die Ehre des italieniſchen Weibes.

Der Dolch ruhte auf einem Actenſtück — Granger griff krampfhaft darnach — er hielt es für das Vermächtniß der Sterbenden. — Ja wohl, es war es — aber ein anderes Vermächtniß einer andern Sterbenden. — Es war das Actenſtück nichts, als das Certificat der kirchlichen Trauung, Eliot Granger's Trauung mit Signora Franziska Spezzia.

Hohnlachend hielt er es empor und zerknitterte das Papier in ſeinen Händen. Vergebens ſtierte er nach einer verzehrenden Flamme im Kamin. Zuſammengeballt barg er es zuletzt in die linke Bruſttaſche. —

Es war kein Zweifel, die ſchaurige Tiefe hatte das Teſtament von Mrs. Granger verſchlungen; es war der Schacht derſelbe, durch welchen der unglückliche Falſchmünzer ſich wieder zum Licht emporgearbeitet hatte. Der Abgrund hatte ein

Opfer gefordert, die Geiſter waren geſühnt. Kein Laut regte ſich mehr; nur Todtenſtille herrſchte.

Eliot Granger warf die eiſerne Thür zu, ließ das Getäfel wieder darüber fallen, und eilte hinaus. Der Gedanke an ſeinen Rechtsbeiſtand Mr. Headly fuhr ihm durch das erhitzte Gehirn. Als er auf die Straße kam, maß er den Weg mit eiligen Schritten; an der Ecke aber von Broadway und Elmſtreet wurde er aufgehalten. — Hier ſtand eine Gruppe ſeiner Bekannten, die aus den Händen der kleinen News-boys*) die Morgenbulletins ſich am erſten erhaſcht hatten.

„Sieh da, guten Morgen, Eliot," rief ihm Einer zu, „eine Neuigkeit, die dem Bennet 'mal wieder einige Tauſend für ſeinen „Herald" werth iſt."

„Hui, wie bleich der iſt, er kennt ſie ſchon;" ſagte ein Anderer zu einem Dritten.

Er wollte vorübereilen.

„Miß Margaretha Temple hat den Sänger Gautier und der Philipp die Miß Montague geheirathet," riefen die Freunde wie aus einem Munde, und drängten ihm das Zeitungsblatt in die Hände. Eliot nahm es, er ſuchte nach der betreffenden

*) Die kleinen Knaben, welche die Zeitungen auf den Straßen feil bieten. Sie bilden eine eigene förmliche Zunft.

Stelle unter den „City Items," da — fiel ein Schuß. —

Eliot Granger war in's Herz geschossen. Er schwankte; seine Freunde fingen ihn in ihre Arme auf, und legten ihn nieder auf die Erde.

Ein allezeit gegenwärtiger Constabler hörte den Schuß und eilte auf die Gruppe zu. Ein junges Mädchen trat näher und sprach mit fester Stimme: „Es ist Eliot Granger, den ich erschoß."

Der Mann des Gesetzes wollte ihr die Pistole nehmen; sie aber reichte sie ihm freiwillig und zog aus dem Gürtel ihres Kleides auch noch einen Dolch hervor, den sie übergab: „Er ist scharf geschliffen," sagte sie, „ich wollte es sicher haben."

Eliot athmete noch einmal, dann starb er. Die junge Mörderin wurde unter einem Auflauf von Menschen zum Courthause geführt, und die Leiche Eliot's brachten seine Freunde in's Stationshaus.

* * *

In dem Temple'schen Hause treten wir um dieselbe frühe Morgenstunde in einen glücklichen Familienkreis ein. Da ist Alles noch Lust und Leben, Lachen und Lieben. Man ahnt hier noch nichts von den Schauern des zehnten September;

man kennt die Myſterien des Geiſterhauſes nicht. Aber nachdem die Geſchäftsſtunde ſchon längſt geſchlagen hat, hält Philipp Temple als nunmehriger Gatte und Familienhaupt, ſo wie als anerkannt guter Geſchäftsmann ſich verpflichtet, endlich einmal wieder zum Geſchäftslocal zu gehen. Er hat Oswald dahin eingeladen, damit er ſeinen Auftrag an ihn ausführen könne, einen Auftrag, von dem er ihm freilich, in den ſeligen Tagen vom Niagara ſchon eine vorbereitende Meldung gemacht hatte.

Die beiden jungen Ehemänner waren genöthigt, für eine kurze Weile zärtlichen Abſchied von ihren reizenden Frauen zu nehmen. In den für Philipp etwas fremdgewordenen Geſchäftsräumen angekommen, wurde zunächſt die kleine Tonne aus dem Gewölbe geſchafft und in das Boudoir des Chefs vom Hauſe niedergeſetzt.

Als Oswald ſich den intereſſanten Gegenſtand mit der eingebrannten Inſchrift: „Oswald Gautier" genau anſah, tauchte eine Erinnerung auf, daß er einſt von ſeinem Vater, als dieſer ihn der Obhut der dunkeln Prieſter und Mönche anvertraut, von einem wohlverwahrten Schatz für ihn, der in einem Tönnchen in irgend welchen

Höhlen oder Gewölben versteckt sei, gehört habe.

Oswald wollte den Gegenstand selbst öffnen und mußte sich hierzu eines starken Brecheisens bedienen. Nicht ohne Mühe gelang es, den Boden einzuschlagen. Er zerrte an einem fest eingeklemmten Säckchen, hob es endlich heraus und bekam einen wahren Schrecken, als demselben französische und spanische Goldstücke entrollten.

Der praktische Philipp empfand nichts von einem solchen Schrecken. Er hob die Münzen auf, besah sie mit Kennermiene, und erklärte Ducaten sowohl wie Doublonen für gut und vollwichtig.

Oswald setzte sich auf den Divan, beschaute den Reichthum mit Gefühlen der Erinnerung und Pietät für seinen früh verstorbenen Vater; Philipp untersuchte den Bestand genauer, und fand sechs Säckchen, alle mit gediegenem Golde angefüllt.

Der nächste Gedanke Oswald's war, seine Wohlthäterin aufzusuchen, und nachzuforschen, in welcher Beziehung sie selbst zu seinem Vater und zur Geschichte dieses geheimen Schatzes stehe. Philipp ließ sich augenblicklich bereit finden, Oswald in das Geisterhaus und zum Krankenbette

Signora Franziska Spezzia's zu führen. Sie hatten es bald erreicht; — allein — die Todten ſind ſtumm!

Huh, wie der Anblick der nackten Bahre mit den Leichentüchern darüber gebreitet und der ganzen Umgebung ſie durchſchauerte! Oswald war bald von dem Verhängniß der Verblichenen, ſo weit Philipp damit bekannt geworden war, in Kenntniß geſetzt. Da auch ſchon ereilt ſie Beide die Kunde von dem jähen Tode Eliot Granger's. —

„Sein Schickſal hat ihn erreicht," ſagte Temple, und legte ſein Haupt tief bewegt an eine Säule im Corridor des Geiſterhauſes. Wie mächtig die Ereigniſſe dieſer letzten Tage überhaupt, in ihren entſetzlichen Contraſten, auf die Gemüther unſerer Freunde einſtrömten! In den Familienkreis, den wir am Morgen noch ſo heiter und harmlos antrafen, iſt mit all' dieſen Nachrichten eine ernſte Rührung, eine ſtille Feier am Abend eingekehrt. Margaretha durchbricht ſie, indem ſie mit zurückgehaltenem Weinen und Schluchzen ſagt: „O, holt mir die Leiche Franziska's, damit ich ihr die letzte Ruheſtätte bereite, würdig ihrer Wiege, die unter dem ſchönen Himmel ihrer wonneſüßen Heimath ſtand."

Es geſchah, wie ſie gewollt. Oswald trat auf ſie zu, küßte ihre Hand, als ob er ihr zu danken habe, und küßte dann die Thräne unter ihrer Wimper hinweg. Der Leichnam Franziska's und ihres Kindes, eines kleinen lieblichen Geſichtchens, umſchattet von den dunkelſten Seidenlocken, ward in einem offenen Sarge von Roſenholz und mit einer Behutſamkeit, für welche Oswald und Philipp alle Sorge an den Tag legten, in das Temple'ſche Haus gebracht. Margaretha hatte ihr einen Platz in dem blühendſten Theile ihres Gewächshauſes angeordnet. Der Todtenſarg wurde faſt eingehüllt in Blumen und Blüthen, wie das Vaterland der Todten ſie nicht reicher zu ihren Füßen hätte ausſchütten können. Auf das Haupt der todten Dulderin legte ſie die blühende Myrtenkrone, auf ihr Herz den grünenden Palmenzweig, und zu Füßen ihr einen duftenden, dunkelrothen Roſenkranz.

Ihr liebliches Kindchen ruhte der Mutter im rechten Arm.

Auf Greenwood, dem elyſeeiſchen Hügel am Meere, wie er in aller Welt und zu allen Zeiten nie ſtolzer und prächtiger den Todten aufgethürmt iſt, wurde das Grab ihnen bereitet. Ein reiches

Gefolge, die Klänge des Chopin'ſchen Trauermarſches und die ſtillen Thränen liebender Frauen geleiteten das arme, gebrochene Herz zum blühenden Todtenhain.

Schluß.

Die Abendblätter des zehnten September waren reich an Neuigkeiten, die der Tod Eliot Granger's mit dem Tode seines ungekannten Weibes und Kindes — das Certificat, welches zerknittert in der Tasche des Todten aufgefunden wurde, erklärte sie für sein Weib — verursacht hatte.

Die am Nachmittage stattgefundene „Coroners Jury," die über die gewaltsame Tödtung Eliot Granger's durch die Hand Mary-Ann Wheeler Verhandlungen gepflogen hatte, wie die Annalen keines Gerichtshofes sie interessanter für die Geschichte des weiblichen Herzens aufbewahren können, lieferte nicht den geringsten Beitrag nur. Ein Resumé war bald gefaßt. „Es ist eine alte Geschichte — —" Das junge Weib, das bescheiden und einfach vor den Schranken erschien, frei und offen ihre

Schuld bekannte, hatte geliebt und vertrauend Alles hingegeben, was sie besaß im Leben. Dafür war sie verlassen, verhöhnt und verrathen. Sie hätte sich gerächt und war bereit, dafür den Tod auf dem Richtplatz zu erleiden. „Er solle ihr eine Wohlthat sein," wie sie gesagt hatte.

Aber sie ward ihr nicht zu Theil. Einige Wochen später wurde sie vor ein Geschworenen-Gericht gestellt, dessen Mitglieder sie freisprachen und ihr die Freiheit wiedergaben.

Um diese Zeit ungefähr war es, daß eines Tages die kleine freundliche Yacht des Commodore Montague am Ufer des schönen Staaten-Island hin und her lavirte und den Dampf zu einem kühnen Reiherbusch aus ihrem kleinen Maschinenschlot wehen ließ. Eine nicht zahlreiche, aber ausgewählte Gesellschaft stieg an Bord des bewimpelten Schiffchens. Von dem Pavillon derselben ertönte eine Musik, so rein und wohlgestimmt, wie man sie selten in den transatlantischen Städten anders als in den gesuchtesten Kreisen hört. Es war erklärlich. Einem der beliebtesten amerikanischen Sänger wurden die Anker zur Brautfahrt gelichtet. Der alte Commodore hatte seine feinste Uniform angelegt, um

ſelbſt ſein kleines Luſtſchiff zu commandiren; Mrs. Montague, ſeine Gattin, hatte die Schätze des Südens und Oſtens aufgeboten, und ihre liebſten und ihre ſchönſten Freunde geladen zu einem hochzeitlichen Zauberfeſt ihrer geliebten Kinder — zu denen ſie, mit Mrs. Temple's Erlaubniß, auch Margaretha und Oswald zählen durfte.

Mit Klang und Sang, mit Tanz und ſchönen Feſtreden und unter den Saluts von „Young Amerika," einer kleinen blanken Schiffskanone, ſteuerte unſere Yacht die ſtolze New-Yorker Bay hinauf, und paſſirte, ehe noch die Sonne vollſtändig im Weſten zur Ruhe ging, den Long Island-Sund, deſſen reizende Ufer in ihrem buntgefärbten Herbſtlaub einen der ſchönſten Anblicke boten und die Grüße zur glücklichen Brautfahrt in's Schiff winkten.

Am anden Morgen, nachdem die Gäſte ein heiteres Feſt verlebt und in den bequemen Kojen des Schiffes wohl ausgeruht hatten, lag unſere Yacht im Hafen von Boſton.

Der europäiſche Dampfer „Niagara" lag zur Abfahrt nach der alten Welt bereit daneben. Oswald und Margaretha wurden von den Freunden hinüber an Bord des majeſtätiſchen Fahr-

zeugs begleitet. Philipp und Maria führten sie in die Kajüte, die eigens für das junge Ehepaar geschmückt und eingerichtet war. Der alte Commodore empfahl seine lieben Kinder der besondern Obhut des die „Niagara" commandirenden Capitäns. Diese Empfehlung wurde nicht in den Wind geschrieben. Maria beklagte es, nicht mit nach dem Lande, „wo die Citronen blühen," reisen zu können. Philipp's großer Geschäftseifer erlaubte eine solche Vacanz nicht, selbst nicht in den Flittermonden ihres jungen Eheglücks. Auch hatte er die wichtige Vollmacht Oswald Gautier's übernommen, nach welcher er mit Hülfe eines New-Yorker Advocaten das bedeutende Vermögen Gautier's zu reguliren, eventuell zu schützen hatte, das einem aufgefundenen Testament zufolge von dem Vater auf den Sohn vermacht worden war, im Falle einer Wiederverheirathung seiner Gattin, der späteren Mrs. St. Just, jetzigen Mrs. Warner zu St. Franzisco in Californien.

Der alte Commodore lobte seinen Schwiegersohn wegen seiner Verständigkeit und suchte sein Töchterlein damit zu trösten, daß der Eriesee mit seinem Niagara viel tausendmal schöner als das mittelländische Meer sei. Die beiden Mütter

lächelten und waren froh, daß die eine Hälfte ihrer Kinder nur nach dem fernen Italien gehe, und die andere wenigſtens bei ihnen in der Heimath bleibe.

Der Abſchied war kurz; ein alter Seemann ſorgt ſchon dafür; er kann keine Thränen ſehen. „Young Amerika" war hurtig auf das Verdeck der Yacht gebracht, und unter dem Donner des kleinen Geſchützes und den Klängen eines Abſchiedsſtändchens, die vom Bord der Yacht herübertönten, ſo wie unter wehenden Begrüßungen der Freunde ging's in's weite Meer.

Im Frühling des folgenden Jahres hatte Philipp Temple's Geſchäftshaus die Sendung eines großen Marmorblocks aus Carrara zu empfangen. Im Atelier der amerikaniſchen Bildhauerin Miß Hosmar in Rom war ein Grabmal für Franziska Spezzia ſculpirt. Gebildet in weißem Marmor, wie die italieniſche Heimath keinen reiner und ſchöner ſenden konnte, ſteht ein Genius des Geſanges auf einem Hügel zu Greenwood am Geſtade des Weltmeers und kündet, wo ſie ruht.

Ende.

Druck von [illegible] in Neuburg.

Bayerische Staatsbibliothek München

Im Verlage von Hermann Coſtenoble in Jena und Leipzig erſchienen ferner folgende neue Werke:

Gerſtäcker, Friedrich, Im Buſch. Auſtraliſche Erzählung. Wohlfeile Volksausgabe. Claſſikerformat. 3 Bde. broch. 1¼ Thlr.

Möllhauſen, Balduin, Das Mormonenmädchen. Erzählung aus den Zeiten des Kriegszuges der Vereinigten Staaten gegen die „Heiligen der Neuzeit" in den Jahren 1857 bis 1858. Wohlfeile Volksausgabe. Claſſikerformat. 6 Bde. broch. circa 2 Thlr.

Wickede, Julius von, Ein deutſcher Landsknecht der neueſten Zeit. Aus dem Leben eines Verſtorbenen, nach deſſen hinterlaſſenen Papieren bearbeitet. Wohlfeile Volksausgabe. Claſſikerformat. 3 Bde. broch. circa 2 Thlr.

Brachvogel, A. E., Hiſtoriſche Novellen. 3. u. 4. Band. 8. broch. circa 3 Thlr.

Lugomirska, Marianne, Thaddeus Kosciuszko. Hiſtoriſcher Roman. 4 Bde. 8. broch. 4¾ Thlr.

Bacher, Julius, Ein Urtheilsſpruch Waſhington's. Hiſtoriſcher Roman. 2 Bde. 8. broch. 2½ Thlr.

Guſeck, Bernd v., Deutſchlands Ehre. Hiſtoriſcher Roman. 3 Bde. 8. broch. 4 Thlr.

Brachvogel, A. E., Schubart und ſeine Zeitgenoſſen. Hiſtoriſcher Roman. 4 Bde. 8. broch. 5½ Thlr.

Gerſtäcker, Friedrich, Der Wilderer. Ein Drama in 5 Aufzügen. Miniat.-Ausg. broch. 27 Ngr.

Gerſtäcker, Friedrich, Die Colonie. Braſilianiſches Lebensbild. 3 Bde. 8. broch. 3 Thlr. 27 Ngr.

Stahl, Arthur, Ein weiblicher Arzt. Ein Roman. 2 Bde. 8. broch. 2 Thlr.

Eichenfels, Hans von, Das Erbschloß. Ein Roman. 3 Bde. 8. broch. 3¾ Thlr.

Humboldt's, Alexander von, Briefwechsel mit Heinrich Berghaus aus den Jahren 1825 bis 1858. 3 starke Bde. gr. 8. à Band 2 Thlr. 12 Ngr.

Jenssen-Tusch, G. F. von, Die Verschwörung gegen die Königin Caroline Mathilde und die Grafen Struensee und Brandt. Nach ungedruckten Quellen und in selbstständiger deutscher Bearbeitung nach L. J. Flamand. Gr. 8. broch. 2½ Thlr.

Buchrucker, Wolfgang, Pfarrer, Spurgeon. Ein Lebensbild. 8. broch. 12 Ngr.

Bibra, Ernst Freiherr von, Ein Juwel. Südamerikanischer Roman. 3 Bde. 8. broch. 3¾ Thlr.

Körner, Friedrich, Director und Prof. an der Handelsakademie zu Pest. Der Volksschullehrer. Pädagogik der Volksschule. 2. Aufl. 8. broch. 27 Ngr.

Möllhausen, Balduin, Der Mayordomo. Erzählung aus dem südlichen Kalifornien und Neu-Mexico. Im Anschluß an den „Halbindianer" und „Flüchtling". 4 Bde. 8. broch. 5 Thlr.

Möllhausen, Balduin, Palmblätter und Schneeflocken. Erzählungen aus dem fernen Westen. 2 Bde. 8. broch. 2½ Thlr.

Wickede, Julius von, Der lange Isaak. Historischer Roman aus der Zeit des deutschen Befreiungskrieges. 3 Bde. 8. broch. 4½ Thlr.

Brachvogel, A. E., Historische Novellen. Zwei starke Bände. 8. broch. 3 Thlr.

Brachvogel, A. E., Theatralische Studien. 8. broch. 24 Ngr.

Perels, Emil, Handbuch zur Anlage und Construction landwirthschaftlicher Maschinen und Geräthe für Maschinenfabrikanten, Constructeure, für Studirende der Technik, polytechnische Schulen zu Vorträgen und für gebildete Landwirthe. In 7 Heften mit circa 80 lith. Tafeln. Lex.-8. Preis pro Heft broch. circa $1\frac{1}{3}$ Thlr.

Berlepsch, H. A., Die Alpen in Natur- und Lebensbildern. Mit 16 Illustrationen von E. Rittmeyer. Pracht-Ausg. Lex.-Oct. Ein starker Band. Eleg. broch. 3 Thlr. 26 Ngr. Eleg. geb. mit vergold. Deckenverzierungen $4\frac{1}{3}$ Thlr. Mit Goldschnitt $4\frac{2}{3}$ Thlr. **Wohlfeile Volksausgabe.** gr. 8. broch. $1\frac{2}{3}$ Thlr. Eleg. geb. 2 Thlr. 5 Ngr.

Bibra, Ernst Freiherr von, Aus Chili, Peru und Brasilien. 3 Bde. 8. broch. $3\frac{3}{4}$ Thlr.

Bibra, Ernst Freiherr von, Erinnerungen aus Süd-Amerika. 3 Bde. 8. broch. 3 Thlr. 15 Ngr.

Brachvogel, A. E., Ein neuer Falstaff. Roman. 3 Bde. 8. broch. $4\frac{1}{2}$ Thlr.

Brachvogel, A. E., Aus dem Mittelalter. 2 Bde. 8. broch. $2\frac{1}{4}$ Thlr.

Brachvogel, A. E., Der Trödler. Ein Roman aus dem Alltagsleben. 2 Bde. 8. broch. $2\frac{1}{4}$ Thlr.

Brachvogel, A. E., Narciß. Ein Trauerspiel. Min.-Ausgabe. Zweite Auflage. broch. 24 Ngr. Prachtvoll geb. mit Goldschnitt 1 Thlr. 2 Ngr.

Brachvogel, A. E., Adelbert vom Babanberge. Ein Trauerspiel. Min.-Ausgabe. broch. 24 Ngr. Prachtvoll geb. mit Goldschn. 1 Thlr. 2 Ngr.

Brachvogel, A. E., Benoni. Ein Roman. 2. Aufl. 3 Bde. 8. broch. 3 Thlr. 15 Ngr.

Brachvogel, A. E., Der Uſurpator. Ein dramatiſches Gedicht. Min.-Ausg. broch. 27 Ngr. Eleg. geb. mit Goldſchnitt 1 Thlr. 5 Ngr.

Burow, Julie (Frau Pfannenſchmidt). Des Kindes Wartung und Pflege und die Erziehung der Töchter in Haus und Schule. Ein Handbuch für Mütter und Erzieher. (Das Buch der Erziehung in Haus und Schule. Erſte Abtheilung.) 8. broch. 27 Ngr.

Bunyan, Johann, Die Pilgerreiſe aus dieſer Welt in die zukünftige. Aus dem Engliſchen mit Einleitung und Anmerkungen von Dr. Friedrich Ahlfeld, Paſtor an der St. Nicolaikirche zu Leipzig. Pracht-Ausgabe mit 12 Holzſchnitten. Zwei Theile in Einem Bande. 8. broch. $1\frac{5}{6}$ Thlr. In eleganteſtem engliſchen Einbande mit reich vergoldeten Deckenverzierungen und Goldſchn. $2\frac{1}{3}$ Thlr.

Erneſti, Louiſe, Geld und Talent. Roman. 3 Bde. 2. Aufl. 8. broch. $2\frac{5}{6}$ Thlr.

Gerſtäcker, Friedrich, Der Kunſtreiter. Eine Erzählung. 3 Bde. 8. broch. 3 Thlr. 15 Ngr.

Gerſtäcker, Friedrich, Die Regulatoren in Arkanſas. Aus dem Waldleben Amerika's. Erſte Abtheilung. 3 Bde. 4. Aufl. 2. Stereot.-Ausgabe. 8. broch. $1\frac{2}{3}$ Thlr.

Gerſtäcker, Friedrich, Die Flußpiraten des Miſſiſſippi. Aus dem Waldleben Amerika's. Zweite Abtheilung. 3 Bde. 4. Aufl. 2. Stereot.-Ausgabe. 8. broch. $1\frac{2}{3}$ Thlr.

Gerſtäcker, Friedrich, Die beiden Sträflinge. Auſtraliſcher Roman. 3 Bde. 8. broch. $3\frac{5}{6}$ Thlr.

Gerstäcker, Friedrich, Achtzehn Monate in Süd-Amerika und dessen deutschen Colonien. 6 Theile in 3 Bänden. 8. broch. 5 1/3 Thlr.

Gerstäcker, Friedrich, Unter dem Aequator. Javanisches Sittenbild. 3 Bde. 8. broch. 4 1/4 Thlr.

Gerstäcker, Friedrich, Der kleine Goldgräber in Californien. Eine Erzählung für die Jugend. Mit 6 colorirten Bildern. 8. In Buntdruck-Umschlag gebunden. 1 2/3 Thlr.

Gerstäcker, Friedrich, Das alte Haus. Erzählung. 8. broch. 1 1/2 Thlr.

Gerstäcker, Friedrich, Nach Amerika! Ein Volksbuch. Illustrirt von Th. Hosemann und Karl Reinhardt. 6 Bde. 8. broch. 6 Thlr. 12 Ngr.

Gerstäcker, Friedrich, Tahiti. Roman aus der Südsee. Zweite Auflage. 4 Bde. 8. broch. 6 Thlr.

Gerstäcker, Friedrich, Gold! Ein Californisches Lebensbild aus dem Jahre 1849. 3 Bde. 8. broch. 4 Thlr.

Gerstäcker, Friedrich, Der kleine Wallfischfänger. Erzählung für die Jugend. Mit einem Titelkupfer. 8. In Buntdruck-Umschlag gebunden. 1 1/3 Thlr.

Gerstäcker, Friedrich, Der erste Christbaum. Ein Märchen mit 6 color. Bildern. 8. In Buntdruck-Umschlag gebunden 1 Thlr.

Guseck, Bernd von, Girandola. Novellen. Zweite Auflage. 4 Bde. 8. broch. 3 Thlr.

Guseck, Bernd von, Die Hand des Fremden. Historischer Roman. 2 Bde. 8. broch. 2 3/4 Thlr.

Guseck, Bernd von, Der erste Raub an Deutschland. Historischer Roman. 4 Bde. 8. broch. 5 1/2 Thlr.

Bayerische Staatsbibliothek München